DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 39

DM 1,20

Österr. S. 9; Schweiz Fr. 1.50
Schweden Kr. 2.30 incl. oms
Italien L.350; Spanien Pts 38
Printed in Germany

IM VERLIES DER HEXENDRACHEN



Nr. 39

Im Verlies der Hexendrachen

Als der Fremde zum drittenmal in dieser Woche in das kleine Gasthaus kam, freute sich der Wirt. Nun war der Mann ihm nicht mehr unbekannt. Das Gesicht mit den hellen, fast durchsichtigen Augen und der geraden, aristokratischen Nase war ihm schon vertraut. Der Besucher, der in das abgelegene und um diese frühe Stunde von keinem Menschen sonst besuchte Gasthaus kam, nahm den Platz an der Außenwand wieder ein, wo zwei kleine Fenster den Blick zur Steilküste ermöglichten.

»Guten Morgen, Monsieur«, sagte der untersetzte Wirt fröhlich. »Das gleiche?« Von den beiden vorhergegangenen Tagen wußte er, daß der Fremde ein Petit Dejeuner wünschte. Der Mann nickte, klopfte sich eine Zigarette aus einer frischen Packung und blickte versonnen durch das Fenster hinüber zur Küste, wo eine düstere Ruine in den morgendlich blauen Himmel ragte.

Die Silhouette des ehemaligen Schlosses machte einen unheimlichen und bedrohlichen Eindruck.

Der Wirt kam und brachte den Kaffee. Er war dünn wie Spülbrühe. Doch Harry Frandon hatte sich schon daran gewöhnt. Der siebenundzwanzigjährige Engländer nutzte das Frühstück als Vorwand, um hierherzukommen. Sein Interesse galt dem verwitterten Schloß auf dem weit vorgeschobenen Kap. Die Ruine mit den Zinnen und Türmen lag von dieser Wirtschaft, die hier in der Nähe der spanischen Grenze ihren südländischen Stil nicht verleugnen konnte, etwa zwei Kilometer Luftlinie entfernt.

Von der Erhöhung aus hatte man einen ausgezeichneten Blick auf das Kap.

»Was ist das für ein Schloß, Monsieur?« fragte Frandon unvermittelt, als der Wirt zu ihm an den Tisch kam.

»Das Schloß eines Comte«, antwortete der Gefragte einsilbig, als wäre es ihm nicht recht, daß er darauf angesprochen wurde.

Gerade das offen zur Schau gestellte Desinteresse stachelte Frandon an, am Ball zu bleiben.

»Kennen Sie den Namen?«

»Hm, nein… nicht direkt. Ich habe mich nie dafür interessiert.«

Die Art und Weise, wie der Franzose das sagte, zeigte Frandon, daß der Mann log. Er war ein schlechter Lügner.

»Man nannte ihn den Comte de Noir… den Comte der Nacht. Warum?«

Der Wirt schluckte. »Sie… kennen den Namen?« fragte er verwundert. »Warum fragen Sie mich dann danach?«

»Ich hoffe, mehr über ihn zu erfahren. Man hat mir gesagt, daß Sie hier geboren wurden, daß Sie schon immer hier leben. Die Leute im Dorf unten zeigten sich ebenfalls sehr verstockt, als ich mich nach der Schloßruine erkundigte. Man meinte aber, daß Sie Fremden

gegenüber aufgeschlossener seien.«

»So, sagt man das.«

Frandon nickte.

»Hat mau Ihnen auch gesagt, weshalb?« Als der Wirt mit belegter Stimme fortfuhr, verfinsterte sich seine Miene, und er starrte mit ernstem Blick aus einem der Fenster hinüber zu der verrufenen Schloßruine des Comte de Noir. »Ich war der einzige, der es damals gewagt hat, die Ruine zu durchsuchen, Monsieur«, sagte er kaum hörbar. »Alle warnten mich davor. Ich muß vorausschicken, daß ich einen Sohn hatte. Er war zwölf. Eines Tages durchstöberte er die Gegend, um sie zu erforschen. Nun, Sie können sich denken, wie Jungen in diesem Alter sind. Obwohl er seit seiner frühsten Kindheit davor gewarnt worden war, jemals die Ruine zu betreten, habe ich Grund zu der Annahme, daß er es dennoch getan hat. Wer weiß schon genau, was in den Köpfen der eigenen Kinder vorgeht… Das Verbotene lockt immer! Der langen Rede kurzer Sinn, Monsieur: Pierre, mein Sohn, verschwand spurlos. Man hat den ganzen Berg nach ihm abgesucht, hat vermutet, daß er möglicherweise in eine der zahlreichen Felsspalten gerutscht und zu Tode gekommen ist. Nicht weit von der Schloßruine entfernt an der Steilküste hat man auf den Klippen im Wasser Blutspuren gefunden. Eine Vergleichsanalyse mit der Blutgruppe meines Sohnes, von der zufällig Unterlagen beim Arzt vorhanden waren, ergab, daß es sich um die gleiche Gruppe handelte. Danach scheint den Rekonstruktionen der Polizei zufolge mein Sohn auf den Klippen herumgeklettert und abgestürzt zu sein. Seine Leiche konnte allerdings nie geborgen werden. Es gibt in der Nähe des Kaps zahlreiche gefährliche Strudel. Man nimmt an, daß mein Sohn von ihnen in die Tiefe gerissen und nicht mehr freigegeben wurde.«

»Aber sie glauben nicht an das, was die Polizei annimmt?«

»Nein. Deshalb bin ich auf dem Schloß gewesen. Ich habe mein Leben riskiert. Sie mögen denken, daß ich übertreibe. Abseits der großen Städte sind die Menschen noch recht abergläubisch. Aber das, was hier einst geschah, hat wenig mit Aberglauben zu tun. Es ist eine Tatsache. Das wissen alle im Dorf. Aber kein Mensch spricht darüber. Ich bin ein Einheimischer – und deshalb spreche auch ich nicht darüber. Ich möchte Sie nicht unnötig in Gefahr bringen.«

»Wieso bringen Sie mich in Gefahr, wenn Sie darüber reden?«

»Weil ich Ihre Neugierde nur anstachle. Das möchte ich nicht.«

»Sie haben es aber bereits getan.«

»Dann kann ich Ihnen nur eines empfehlen: Reisen Sie so schnell wie möglich ab, Monsieur.«

Frandon schüttelte den Kopf. »Ich bin hierhergekommen, um das Schloß zu sehen, Monsieur. Seit Tagen streiche ich um es herum wie eine Katze um den heißen Brei. Ich habe es aus der Ferne von allen

Seiten begutachtet. Hier von diesem Fenster aus aber hat man den schönsten Blick.«

»Das will ich meinen«, erwiderte der Wirt dumpf. »Anfang des 14. Jahrhunderts stand hier oben ein kleines Haus, auf dessen Grundmauern später diese Gastwirtschaft errichtet wurde. Es heißt, daß der Comte oft auf dieser Seite des Berges gesessen und sein Schloß betrachtet haben soll. So wie Sie es seit drei Tagen tun, Monsieur.«

Frandon hatte ein Fernglas dabei. Ungeniert setzte er es an die Augen und blickte hinüber zu dem massigen, düsteren Bau. Von einigen Wänden wußte man nicht, ob sie Fels oder gemauerter Stein waren.

»Dieser Fleck dort drüben ist wüst und leer. Selbst die Vögel meiden das Gemäuer und das verwilderte Buschwerk, das einen Teil der Ruine fast völlig überwachsen hat«, fuhr der Wirt leise fort. »Der einzige Weg, der existiert, ist so schwerlich zu begehen, daß die Fremden, die sich hin und wieder hierher verlaufen, davon Abstand nehmen, das Schloß näher in Augenschein zu nehmen. Und das ist gut so. Manch einer würde dem Grauen begegnen, denn dort drüben ist nichts, was reizt, es sich anzusehen.«

Harry Frandon lächelte versonnen. »Dann sind Sie, Monsieur, offenbar doch nicht auf dem laufenden. Was dort drüben zu sehen ist, kann man ohne Übertreibung als äußerst reizvoll bezeichnen.«

»Ich verstehe Sie nicht, Monsieur?«

»Da drüben hat jemand beschlossen, ein Sonnenbad zu nehmen. Sie ist dunkelhaarig und außergewöhnlich hübsch. Ich schätze sie auf höchstens zwanzig. Einen Bikini trägt sie nicht. Auch keinen Badeanzug, Monsieur. Sie ist schön und nackt, wie Gott sie geschaffen hat. Sie ist sich offenbar sehr sicher, daß man sie dort droben auf dem Berg zwischen all dem Gestrüpp nicht wahrnehmen kann. Sie vergißt dabei ganz, daß man hier von diesem Fenster aus mit einem Fernglas einen ganz hervorragenden Blick auf die Kap-Spitze genießt.«

»Sie irren, Monsieur. Da drüben kann niemand sein!«

»Ist aber. Sie hat einen Leberfleck auf der linken Schulter. Es lohnt sich doch immer wieder, wenn man bei der Anschaffung technischen Geräts nicht spart«, konnte der jugendlich wirkende Besucher sich die humorvolle Bemerkung nicht versagen.

Das junge Mädchen dort drüben benahm sich völlig ungeniert, legte sich ins Gras, lächelte glücklich und zufrieden und genoß die wärmenden und bräunenden Strahlen der Sonne.

Frandon trat einen Schritt zur Seite und reichte das Fernglas an den Wirt weiter. »Es ist nicht die feine englische Art, jemand so genau zu beobachten, der nichts davon ahnt. Wir wollen sie auch nicht weiter beobachten. Überzeugen Sie sich zumindest, daß ich recht

habe!«

Der Wirt rührte das Fernglas nicht an. »Ich werde mich hüten«, sagte er, und Frandon hatte selten einen Menschen so blaß gesehen. »Ich will sie nicht sehen – und auch für Sie, Monsieur, wäre es besser gewesen, sie nicht gesehen zu haben. Reisen Sie umgehend ab! Vorausgesetzt, daß Sie es jetzt noch können.«

»Ich kann, wenn ich will. Aber ich will nicht! Ich interessiere mich für diesen alten, verrotteten Kasten da oben. Geisterburgen und Spukschlösser haben es mir schon als Junge angetan. In einem alten Buch habe ich sämtliche Schlösser und Burgen verzeichnet gefunden. In England und Schottland gibt es sehr viele Spukschlösser. Die Lords und Earls hatten alle ihre eigenen Hausgeister. Sie mögen sich fragen, warum ich dann hierher in diese triste Gegend komme, wo Fuchs und Hase sich gute Nacht sagen. Um mir diesen baufälligen Kasten anzusehen, wo es doch in dem Land, aus dem ich komme, zahlreiche alte Burgen und Schlösser gibt. Mit dem Schloß des Comte scheint das etwas ganz anderes zu sein als mit den Schlössern in England und hausgemachten Geistern. Der Comte war ein Hexenmeister… sagt man. Ein Professor aus Perpignan soll Material über das Schloß zusammengetragen haben, Material, das nie veröffentlicht wurde. So steht es in dem Buch, das mir in die Hände fiel. Der Herausgeber hatte entweder keine Lust oder keine Zeit – oder er war zu oberflächlich, um zu recherchieren. Merkwürdig ist, daß gerade dieses verfallene Schloß in Südfrankreich eine so unheimliche Geschichte liefert, auf die jedoch von niemand näher eingegangen wird.«

»Und Sie wollen das tun?«

»Ja. Ich bin Maler und Zeichner. Ich arbeite an einem Buch, in dem ich die berühmtesten Spuk- und Gruselschlösser in Wort und Bild vorstelle. Und ich werde das tun, was meine Vorgänger bisher unterließen: über das seltsame Schloß des Comte de Noir berichten.«

»Wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, Monsieur, dann werden Sie all das, was Sie vorhaben, nicht tun! Reisen Sie ab, so schnell Sie können! Lassen Sie diesen Landstrich hinter sich und vergessen Sie ihn! Sie werden sich noch wünschen, nie hier gewesen zu sein. Ich fürchte nur, daß es zu einer Umkehr zu spät ist, denn Sie haben sie gesehen.«

»Ah, demnach geben Sie zu, daß dort drüben jemand sein könnte, der…«

»… nicht mehr von dieser Welt ist, Monsieur«, fiel der Franzose ihm ins Wort. »Ich bin überzeugt davon, daß Sie die junge Frau gesehen haben, von der Sie eben sprachen. Es ist Danielle, die Tochter des Comte!«

*

Harry Frandon konnte sich das Lachen nicht verkneifen.

»Dann hat der Comte also Nachfahren, wenn ich das recht verstehe? Vielleicht wissen Sie zufällig, wo die Herren wohnen?«

»Es gibt keine Nachfahren.«

»Aber eben erwähnten Sie doch…«

»… den Comte de Barteaulieé, den man auch Comte de Noir nennt, Monsieur. Er hat vor mehr als fünfhundert Jahren dort drüben gelebt, richtig. Und Danielle, seine Tochter, war eine Hexe, wie er ein Hexenmeister war. In dem Schloß wurden Menschenopfer dargebracht. Und ich will Ihnen sagen, was mit Pierre, meinem Jungen, geschehen ist: er hat die Hexe auch gesehen und ist zu der Ruine gegangen, um nachzuforschen, wo sie sich verbirgt. Sie haben Pierre auf dem Gewissen – der blutrünstige Comte und seine Tochter, die Hexe. Pierre wurde ermordet!«

*

Der Wirt stieß es haßerfüllt hervor.

Seine Lippen zitterten, und er erschrak sichtlich, als er merkte, daß er in Rage mehr gesagt hatte, als er ursprünglich hatte sagen wollen.

Frandon äußerte nichts mehr. Der Mann war verrückt! Der junge Engländer setzte noch mal das Glas an und inspizierte die Grasfläche, die sanft auf der einen Seite des Kaps zum Landesinnern hin abfiel, ehe die Felswände fast kerzengerade in die Tiefe stürzten.

Er konnte die schöne Fremde, die vor wenigen Augenblicken dort noch ein Sonnenbad nahm, nicht mehr sehen.

Mit dem Fernglas suchte er jeden Meter ab, ohne etwas von ihr zu entdecken.

Sie war verschwunden, als hätte sie es nie gegeben.

*

Es war, als hätten das Ereignis und das Gespräch die anfänglichen Sympathien zwischen ihm und dem Wirt merklich abgekühlt. Der Franzose war trotz guten Zuredens nicht mehr bereit, weitere Ausführungen zu machen.

Wortlos, nachdenklich und aufgewühlt trank Frandon eine Tasse dünnen Kaffees und knabberte lustlos an dem frischen Weißbrot, das er sonst so gerne aß.

Er fühlte sich nicht mehr wohl hier oben in dem leeren Gasthaus und wurde das Gefühl nicht los, daß es dem Wirt lieber wäre, wenn er jetzt seine Zeche zahlte und von hier verschwand.

Er legte fünf Francs auf den Tisch und erhob sich. Der Wirt hantierte hinter der Theke und blickte gar nicht auf.

»Au revoir, Monsieur«, verabschiedete Frandon sich.

Der Franzose reagierte überhaupt nicht darauf.

Frandon ging achselzuckend über die fünf ausgetretenen Sandsteinstufen, die auf einen schattigen Hof führten. Dem eigentlichen Gasthaus angebaut war ein Wohnhaus mit kleinen Fenstern und abblätterndem, ockerfarbenem Verputz. Die Fenster im Parterre und im ersten Stockwerk waren angelehnt. Eine jüngere und eine ältere Frau hantierten unten in der Küche. Oben wurde gehämmert.

Frandon fuhr einen cremefarbenen Triumph Vitesse älterer Bauart. Der Motor keuchte, und es war ein Wunder, daß der Kleinwagen die Strecke durch England und fast ganz Frankreich bisher ohne nennenswerte Störungen geschafft hatte.

Sogar die steilen und oft schwierigen schmalen Küstenstraßen hatte der Wagen bewältigt.

Frandon verließ den schattigen, kühlen Hof. Dem Wohnhaus gegenüber lagen zwei ansehnliche Schuppen und ein Stall, in dem Hühner gackerten und Schweine grunzten.

Die Straße, die zu dem mit einem alten, schmiedeeisernen Gitter versehenen Anwesen führte, war mehr als ein mit geteertem Schotter befestigter Weg zu bezeichnen, auf dem keine zwei Fahrzeuge nebeneinander fahren konnten.

Steil fiel der Schotterweg ab. Nach knapp siebenminütiger Fahrt mündete der Weg auf eine etwas breitere und asphaltierte Straße. In Kurven ging es durch das felsige Gelände, in dem hohes Gras und einzelne Akaziengruppen und Korkeichen wuchsen.

Harry Frandon war unzufrieden mit sich und der Welt.

Mürrisch und nachdenklich fuhr er Richtung Küste, die er auf Umwegen nach zwanzig Minuten erreichte.

Er hielt am Straßenrand an und starrte hinüber zum Kap. Die verwitterten Zinnen und düsteren Rundungen der Türen waren hinter dem Wall aus verwildertem Buschwerk und meterhohem Unkraut kaum noch wahrzunehmen, waren mehr zu ahnen.

Die Worte des Wirts klangen noch in seinen Ohren. Reisen Sie ab, solange Sie es noch können… reisen Sie ab, wenn Sie überhaupt noch in der Lage dazu sind.

Was hatte das zu bedeuten?

Natürlich war er in der Lage dazu. Hier an der Kreuzung konnte er die Entscheidung treffen. Fuhr er geradeaus weiter, kam er geradewegs zum Kap – bog er rechts ab, kam er nach Perpignan, dann nach Bezier und schließlich immer tiefer in das Hinterland.

Entschlossen gab er Gas. Er wollte sich selbst beweisen, daß er Herr seines Willens, Herr seiner Entscheidungen war.

Mit der großen, verwitterten und düsteren Ruine schien tatsächlich

einiges nicht in Ordnung zu sein. Er hatte mal wieder den richtigen Riecher gehabt.

Er fuhr langsam und unkonzentriert. Mal geriet er so weit auf die linke Fahrbahnseite, daß er auf der engen Straße beinahe mit einem entgegenkommenden Citroen zusammengestoßen wäre.

Im letzten Augenblick konnte er den Aufprall verhindern.

Er sah das Straßenschild nach Perpignan und war entschlossen, nicht mehr an das Schloß und den Wirt und die Geschichte zu denken, die sich um den Comte de Barteaulieé alias de Noir rankten.

Zehn Kilometer vom Kap entfernt schalt er sich im stillen einen Narren, daß er sich durch ein paar unhaltbare Worte ins Bockshorn jagen ließ.

Zwanzig Kilometer vom Kap entfernt hielt er an, wendete den Triumph Vitesse und fuhr zurück.

Er hatte bewiesen, daß er abreisen konnte, wann immer er es wollte. Der Anblick der schönen jungen Frau im Garten des Schlosses übte nicht den Zwang auf ihn aus, den der Wirt ihm einreden wollte.

Oder doch?

Warum kehrte er zurück? Weshalb zog die Schloßruine ihn an wie ein Magnet?

War doch etwas Wahres an dem, was der Wirt ihm gesagt hatte?

Er fuhr so weit auf das Kap, wie es ihm mit dem Fahrzeug möglich war.

Harry Frandon starrte in die Höhe, wo auf felsigen Vorsprüngen und rotbrauner Erde Akazien standen, deren Wipfel sich im Wind bewegten.

Der Engländer horchte in sich hinein. Kam er freiwillig – oder folgte er einem inneren Zwang?

Frandon war überzeugt, reiner Neugierde zu folgen, um seinen Wissensdurst zu löschen.

Die Wahrheit aber war anders, und er erkannte sie nicht.

Frandon suchte eine Möglichkeit, auf das Kap zu der Ruine zu kommen. Es gab einen einzigen Weg. Steil und beschwerlich. Den wollte er gehen. Irgendwie, so sagte er sich, mußte auch die nackte Schöne dort hinaufgekommen sein.

Oder sie wohnte dort…

Keiner wollte oder konnte darüber Auskunft geben, wem das Anwesen und die Ruine gehörte und ob es dort vielleicht nicht doch noch bewohnbare Trakte gab…

Er wollte es genau wissen.

*

Die Treppe hatte die Form einer Pyramide.

Auf den einzelnen Stufen standen steinerne Throne, auf denen kostbar gekleidete Skelette saßen. Weise und Priester des Landes Xantilon, das vor zigtausend Jahren wie Atlantis in den Fluten unterging, waren hier versammelt. Diese Weisen und Priester führten die lange Reihe an, die er eines Tages abschließen sollte. Der oberste steinerne Thron trug den Namen eines Mannes, der vom Schicksal mit einer besonderen Mission betraut worden war: Björn Hellmark. Und er hielt sich in diesen Sekunden hier in der Höhle auf, er war das einzige Wesen aus Fleisch und Blut unter den makabren Gestalten, die für ihn jedoch nichts Erschreckendes hatten.

Die auf den Thronen sitzenden und in prachtvolle, farbige Gewänder gehüllten Skelette schreckten ihn nicht. Für jeden anderen war die Darstellung des Todes etwas Grauenvolles. Auf Xantilon hatten die Weisen ihre Körper dieser Höhle anvertraut und ihre Geister nach ihrem Ableben darin verborgen gehalten, um dem, der einst kommen würde, Hinweise zu geben über die Dinge, die er wissen mußte. Doch durch das Eingreifen seines größten Gegners, des Dämonenfürsten Molochos, war seinerzeit alles ganz anders verlaufen. Entscheidendes Wissen war ihm verlorengegangen.

Ehe die versammelten Geister ihm das Geheimnis mitteilen konnten, hatte Molochos einen Prozeß in Gang gesetzt, der die Geister veranlaßte, ihren sterblichen Körper zu verlassen. Es war dem Dämonenfürsten nicht gelungen, die Geister auszulöschen, für seine Zwecke zu mißbrauchen oder sie ganz und gar in sein finsteres Reich zu holen. Sie waren ihm entwichen in ein Reich, das vor seinem Zugriff sicher war und in das mal alle sterblichen Menschen eingehen würden. Dieses Reich aber mußte verteidigt und vor dem Einfluß der Dämonen und der herrschenden Fürsten jener Welten geschützt werden. Die Mächte, denen Molochos die Unsterblichkeit abgetrotzt hatte, wie er sie sich dachte, waren so alt wie das Universum.

Und diese Kräfte strebten nach der Vorherrschaft.

Es war ihnen gelungen, schon viele bewohnte Welten zu unterjochen und ihre Herrschaft darauf zu errichten. Diese Welten waren in diesem Kosmos beheimatet und lagen auch in Parallelräumen, in einer anderen Ebene von Raum und Zeit. Angriffe auf die Entwicklung des Lebens und die geistige Freiheit der Menschen waren in der Vergangenheit mehrfach erfolgt. Glück, Zufall, und Schicksal und der Widerstand einzelner hatten bisher die entscheidende Schlacht hinausgezögert und Molochos immer wieder in seine Schranken verwiesen.

Nun bereitete der Dämonenfürst eine Schlacht vor, die an die Ausmaße der Apokalypse erinnerte. Dämonen und Geister würden über die Erde herfallen, und sie wollten auch Eingang finden in das Reich der Toten, wo die Weiterentwicklung der Seelen stattfinden

würde. Doch das Tor in das Totenreich war ihnen bis jetzt verschlossen. Nur die Seelen und Geister jener, die ihnen treu gedient hatten, die ihren Verführungskünsten erlegen waren, gehörten ihnen. Und diese, die Unglück erst nach dem Ableben voll zu spüren bekamen und aus der Sackgasse, in die sie sich durch falsche Entscheidungen und durch Einflüsterungen falscher Freunde selbst manövriert hatten, keinen Ausweg mehr sahen, standen als einzige auch nach dem Tod voll unter der Kontrolle Molochos' und seiner Schergen. Das Ziel aber war zunächst die Beherrschung auch dieser Welt und danach das Reich der Toten. Schon jetzt gelang es einigen ranghöheren Dämonen, Botschaften aus dem Jenseits zu verfälschen und Nachrichten fragwürdig erscheinen zu lassen.

Mit einer Kontrolle über diese Welt und das Jenseits der Seelen aber schränkten sie jede weitere Entwicklung ein. Es gab dann keine Freiheit mehr. Die sichtbare und unsichtbare Welt gehörte dann den Dämonen. Und die Brut der Hölle konnte sich im Kosmos ausweiten. Molochos würde seine Macht festigen und ausdehnen – und hinter Molochos, der auch nur ein kleiner Satan war, stand eine weit größere Macht, an die Björn Hellmark nicht mal zu denken wagte.

All das und noch mehr ging ihm in diesen Sekunden durch den Kopf.

Er wußte von Molochos. Manch anderer wußte auch von ihm. Vielleicht auf andere Weise. Die einen dienten ihm, die anderen versuchten, ihm die Maske vom Gesicht zu reißen und bekämpften ihn. Hellmarks Ehrgeiz war es, Gleichgesinnte zu finden, in deren Adern das Blut der alten Rasse floß. Zahllose Menschen gab es, die wußten nichts davon, daß sie ferne Nachkommen jener hochentwickelten Völker waren, die auf Atlantis und Xantilon existiert hatten. Die davonkamen, hatten das Festland erreicht und sich im Lauf der Jahrtausende mit den anderen Völkern, die auf einer niederen Entwicklungsstufe standen, vermengt. Die Erinnerung an eine ferne und große Vergangenheit der Menschen aber erlebten immer mehr Individuen, und sogar namhafte Wissenschaftler, die den Fortschritt der Technik und der allgemeinen Entwicklung mit wachen Sinnen verfolgten, fingen an sich zu fragen, ob der Mensch wirklich Neues entdeckte und erfand – oder ob er sich lediglich an Vergangenes erinnerte.

Hellmark mußte sich im stillen eingestehen, daß er weiter denn je von seinem Ziel entfernt war, die Kräfte der Finsternis zu entlarven und sie zu vernichten. Gewisse Hilfsmittel standen ihm zur Verfügung, und er konnte unbestreitbar auch den einen oder anderen Erfolg verbuchen. Aber zufrieden war er nicht.

Marlos, die unsichtbare Insel, die ihm von seinen Freunden aus der Vergangenheit zum Geschenk gemacht worden war, war nun

unerwartet zur größten Hilfe und zur Zufluchtsstätte für ihn geworden.

Nach dem finanziellen Zusammenbruch der Hellmarkschen Pharmawerke, der von Dämonen über hörige Mitmenschen gesteuert worden war, mußte er auf die Freiheit verzichten, auf die er stets zurückgreifen konnte, um seine Mission auch ausführen zu können.

Er besaß nichts mehr in der sichtbaren Welt. Was einst sein Eigentum gewesen war – gehörte nun Fremden, die ordnungsgemäße Verträge besaßen und die doch kein Recht auf diesen Besitz hatten.

Aber eines konnte ihm niemand nehmen: Marlos. Auf keiner Karte der Welt war diese Insel verzeichnet, die zwischen Hawaii und den Galapagos mitten im Ozean lag. Niemand konnte diese Insel sehen. Sie war nicht durch Radar zu orten, sie war nicht vom Flugzeug aus wahrnehmbar, selbst wenn man in geringer Höhe darüber hinwegflog, und auch von See her war sie nicht zu registrieren. Marlos lag wie unter einer Tarnkuppel. Sie war tabu für jede Art Dämon und Geist. Hier konnten sie sich nicht einnisten.

Marlos war ein Paradies, auf dem mehr als drei Millionen Menschen bequem leben konnten. Aber derzeit hielten sich ganze vier Personen dort auf: Björn Hellmark, seine schöne Freundin Carminia Brado, Rani Mahay, der Koloß von Bhutan, und Pepe, ein Junge aus den Urwäldern Yucatans, der über eine Reihe parapsychologischer Talente verfügte.

Auf Marlos benötigten sie kein Geld. Auf der Insel wuchsen Obst und Gemüse, es gab Kaninchen, und in stillen Buchten, wo noch klar und sauber das Wasser funkelte, tummelten sich Fische. Man brauchte nur ins Wasser zu greifen, und schon hatte man einen in der Hand.

Bevor er dazu gezwungen wurde, ständig auf Marlos zu leben, hatte er gemeinsam mit den Freunden dafür gesorgt, daß Menschen autark auf der Insel leben konnten, ohne jegliche Versorgung von außerhalb. Hellmark war darüber unterrichtet worden, daß Marlos mal eine große Bedeutung für ihn haben würde. In erster Linie aber dachte er daran, diese Insel für jene Menschen vorzubereiten, die irgendwann mal zu ihm stoßen sollten, die gleichen Sinns waren und die in einer Zeit heftiger Bedrängnis von jener Welt fliehen mußten, die Molochos sich zum Schlachtfeld auserkoren hatte.

So hatte er nach und nach nicht nur Unterkünfte errichtet, die einfach, bequem und sauber waren und in die man sich nur zurückziehen würde, wenn man schlafen wollte oder wenn es regnete. Und das war das einzig Normale, was es auf der Insel gab. Wo etwas wachsen sollte, mußte es regnen. Auf Marlos herrschte ewiger Frühling. Die Nacht, die wie zu einem Symbol des Schattenreichs geworden war, existierte hier einfach nicht. Das Licht, unter dem Marlos in ewigem Gleichmaß lag, glich dem der Sonne, aber es war

nicht die Sonne, die über Hawaii und den Galapagos schien.

Das war noch eines der vielen ungelösten Rätsel, die er auch nicht verstand.

Nach und nach waren nach Marlos Rinder und Hühner geschafft worden, Ziegen und Pferde. Es gab Fleisch, Milch und Eier. Für Transporte waren Pferde vorhanden, die sich in freier Wildbahn vermehren konnten. Und wenn einst hier Menschen lebten, brauchte man diese nützlichen Tiere nur einzufangen und konnte mit ihnen jeden Punkt der großen Insel erreichen.

Es war an alles gedacht. Marlos war bereit, aber es sah ganz so aus, als ob die Insel ihrer auserwählten Rolle nicht mehr gerecht werden würde.

Die Verbindung zur Außenwelt war für Hellmark abgerissen. Bisher war es ihm nur möglich gewesen, von einem bestimmten Punkt seines Kellers des Bungalows in Genf mit dem Spiegel der Kiuna Macgullyghosh die Insel zu erreichen. Nachdem Haus, Garten und fast alles an privatem Eigentum in den Besitz des amerikanischen Konzerns übergegangen waren, hatte er den Spiegel mit einem letzten Flug seiner privaten Maschine nach Marlos gebracht. Hier hieß es nun, neue Fixpunkte zu suchen, um Marlos nach Bedarf wieder verlassen und die sichtbare Welt, in der die Dämonen Molochos' weiter aktiv waren, jederzeit erreichen zu können. Doch das sichere Marlos erwies sich auch hier als eine paradiesische Festung. Ein Leben im Paradies war nur dann etwas, wenn alle daran teilhaben konnten.

Björn fühlte sich unwohl bei dem Gedanken, hier zur Untätigkeit verdammt zu sein. Es gab noch soviel für ihn zu tun.

»Nachdenken ist gut«, erklang da die Stimme in seinem Bewußtsein.

Das war Al Nafuur, das geheimnisvolle Geistwesen aus dem Jenseits. »Grübeln ist schlecht, Björn.«

»Ich habe versagt, Al«, murmelte Hellmark, aber sein telepathischer Gesprächspartner war auf die Worte, die über die Lippen des Deutschen kamen, nicht angewiesen. Viel schneller waren Gedanken, und die erfaßte er schon, noch ehe Hellmark sie in Worte kleidete.

Björn ertappte sich immer wieder dabei, daß er halblaut sprach, wenn er sich mit dem Unsichtbaren unterhielt. Wenn man nicht als Telepath geboren wird, fällt es schwer, sich darauf einzustellen.

Doch es waren stets nur die ersten Momente, die Hellmark irritierten. Dann benutzte er die telepathische Brücke, die Al errichtet hatte.

»Selbstmitleid?« grunzte der Unsichtbare. »Das ist ja mal etwas ganz anderes. Kenne ich gar nicht von dir. Es gibt überhaupt keinen Grund dazu.«

»Keinen Grund? Ich sitze hier fest! Ich bin in einer Sackgasse, Al. Wie soll es weitergehen? Ich bin mit meinem Latein am Ende.«

»Dann versuch's mit Tschinandoah.«

Dieser Begriff war in einem vorangegangenen Gespräch schon mal gefallen. Björn erinnerte sich daran, daß Al Nafuur, der Zauberpriester aus Xantilon, ihm versprach, ihm näheres über Tschinandoah zu sagen, das von Bedeutung für ihn geworden sei.

»Ist sie hübsch?« fragte Björn.

»Du hast auch immer nur das eine im Kopf. Tschinandoah ist keine Frau, sondern eine Stadt.«

»Ich habe den Namen nie zuvor gehört oder gelesen. Wenn du mir näher erklären würdest, wo sie liegt, Al.«

»Nur langsam«, protestierte die Stimme in seinem Bewußtsein. »Erst muß ich mal wissen, ob du grundsätzlich bereit bist, Schweres auf dich zu nehmen, das sich von allem anderen, was man bisher von dir erwartet hat, unterscheidet.«

Es bedurfte keiner ausdrücklichen Antwort Hellmarks. Al Nafuur entnahm die Zustimmung den Gedanken seines irdischen Schützlings, und er setzte seine Ausführungen ohne Unterbrechung fort.

»... Tschinandoah ist ein Ausweg aus dem Dilemma. Es wartet dort eine Botschaft auf dich. Die Ereignisse, die dich in ihren Bann zogen, haben es notwendig werden lassen, den Kampf auf eine andere Ebene zu tragen. Molochos ist schon zu stark, als daß man ihn noch länger hinhalten könnte. Er muß an seiner empfindlichsten Stelle getroffen werden. Du mußt seine schwachen Stellen suchen. Wo Molochos dich am wenigsten erwartet, ist – in seinem Reich.«

»Dann ist Tschinandoah – Molochos' Stadt, die Höhle des Löwen?«

»Nein. Tschinandoah ist eine Stadt in einer Parallelwelt, in einem anderen Raum, in einer anderen Zeit. Mit dem Spiegel der Kiuna Macgullyghosh kannst du hier von der Höhle aus jene Welt erreichen.«

»Es gibt von hier aus Fixpunkte in andere Dimensionen?«

»Einen einzigen in einem anderen Raum. Aber es gibt hier im Innern der Höhle sieben weitere Fixpunkte, die dich an sieben verschiedene Punkte deiner Welt tragen. Die Weisen haben seinerzeit die Möglichkeit im Auge behalten, daß es mal notwendig sein könnte, Wege in verschiedene Richtungen offenzuhalten.«

»Sie haben Weitsicht bewiesen«, sagte Björn, dem ein Stein vom Herzen fiel, daß von seiner unsichtbaren Welt aus Wege nach allen Richtungen führten, ohne daß es dabei irgendwelcher technischer Hilfsmittel bedurft hätte.

»Wohin führen diese Wege?« fragte er unvermittelt.

»In alle Himmelsrichtungen. Du mußt es selbst herausfinden. Du wirst die einzelnen Punkte unterhalb der Pyramidentreppe an den Wänden finden, gegen die du nur noch den Spiegel in altvertrauter

Weise stellen mußt. Doch das ist jetzt nicht notwendig. Wir sprachen von Tschinandoah, Björn. Tschinandoah ist nicht der Mittelpunkt von Molochos' Reich. Dort liegt allerdings etwas verborgen, was deine Kenntnisse über den Aufbau der Reiche der Finsternis und über die Pläne der dämonischen Invasoren aus dem Kosmos und den anderen Dimensionen enorm erweitern würde.«

»Ich gehe nach Tschinandoah«, bemerkte Hellmark entschlossen.

»Nur langsam«, dämpfte die jenseitige Stimme in seinem Innern seine Begeisterung. »So einfach ist das nämlich nicht. Du kommst nicht direkt nach Tschinandoah, du mußt dir den Weg nach dort suchen. Es wird kein leichter Marsch für dich werden – vorausgesetzt, daß du dich dafür entscheidest.«

»Das ist überhaupt keine Frage, Al!«

»Nicht so voreilig! Hör mir zu: Der Weg nach Tschinandoah ist beschwerlich und mit Dornen besät. Du wirst durch fremde Länder und Welten kommen, die von barbarischen Völkern bewohnt werden, in denen Dämonen und Geister aus dem Pfuhl der Hölle mit entrechteten Menschen ihr Schindluder treiben. Die nach Freiheit streben, liegen mit den Dämonen im Kampf, die dort eingedrungen sind wie ein Heer von Invasoren. Die Welt, in der Tschinandoah liegt, bietet ein Bild der Zerrissenheit und Uneinigkeit. Viele Herrscher und Fürsten streben nach Macht und werden dabei von den unterschiedlichsten Kräften aus dem Reich der Finsternis unterstützt. Die Welten sind wie ein großes Experimentierfeld, ein Schlachtfeld, in denen Molochos seine gespenstischen Armeen einsetzt, um Manöver durchzuziehen, aus denen er lernt. So in etwa kann man es bezeichnen. Überall auf deinem Weg lauern Gefahren. Du wirst hart kämpfen müssen, und selbst dann ist nicht mal sichergestellt, ob du einen Erfolg erringen wirst. Und noch etwas: Die Welten, durch die du auf deinem Marsch kommen wirst, befinden sich auf unterschiedlichen Entwicklungsstufen. Molochos' Einflüssen ist es zuzuschreiben, daß die Völker dort den Kontakt miteinander verloren haben, daß sich welche seit Generationen bekriegen, daß man Freund und Feind nicht mehr voneinander unterscheiden kann. Wie ein Fanal der Hoffnung dagegen ist Tschinandoah, jene rätselhafte Stadt, die bisher nicht zu Fall gebracht werden konnte und die ein Bollwerk gegen das Böse und die Flut der Vernichtung ist, die das ganze Land überschwemmt. Willst du unter diesen Umständen nach Tschinandoah gehen?«

Björn zögerte keine Sekunde mit der Antwort. »Ja, wenn es der beste Weg ist…«

»Es ist nicht der beste. Es ist aber in der augenblicklichen Situation der einzige. Du könntest durch die verschiedenen Fixpunkte hier in der Höhle an verschiedenen Orten der Erde auftauchen. Das kann in Paris, London oder New York ebenso der Fall sein wie auf Tahiti oder

den Bermudas oder in der entferntesten Gegend der Welt. Ich weiß es nicht. Ich weiß allerdings nur eines: Der Kampf in deiner Dimension ist in ein Stadium getreten, das äußerst bedenkliche Formen annimmt. Die Völker waren nie so zerstritten wie in dieser Zeit. Die Aufrüstung hat Formen angenommen, die erschreckend ist. Die Kriegsbereitschaft ist gestiegen. Molochos und seine Schergen haben entscheidende Stellen besetzt und üben Funktionen aus, die nicht mehr kontrolliert werden können. Die Unzufriedenheit in der Welt wächst, der Haß und das Mißtrauen werden gesät. Nur wenige erkennen noch die wahre Lage und sind bereit zur Umkehr. Durch geschickte Manöver und Manipulationen Molochos' und seiner Schergen ist es dir nicht geglückt, jene Menschen um dich zu versammeln, die dich unterstützt hätten, die denken und handeln wie du. Die Fronten haben sich zwischen Politikern und Völkern so verhärtet, daß die besten Voraussetzungen für Molochos' Eingreifen geschaffen sind. Die Lage auf der Welt erinnert mich beängstigend an die Situation vor dem Untergang Atlantis' und Xantilons. Nur eine geistige Umkehr kann die Wende vor dem Chaos bringen, in das die Menschen durch eigenes egoistisches Verschulden und durch die Einflüsse aus dem Reich der Finsternis schlittern. Wird Molochos abgelenkt, wirst du die Botschaft finden, die in Tschinandoah verborgen liegt und ein Geheimnis von Molochos' Schwäche enthält, dann wird dies auch Auswirkungen auf die Ereignisse in der Welt haben, der du entstammst. Bist du bereit nach Tschinandoah zu gehen, auch wenn du Gefahr läufst, dort nie anzukommen, wenn am Ende deines Marsches – dein Tod steht?«

»Ja, ich bin bereit.« Hellmarks Lippen bildeten einen harten, entschlossenen Strich in seinem scharfgezeichneten Gesicht.

*

Er erhob sich und lief die Stufen zwischen den steinernen Thronen nach unten.

In der Geister-Höhle der Weisen Xantilons herrschte ein angenehmes Licht, dessen Stärke nie zunahm und sich nie verringerte. Dieser Schein mußte einem geistigen Bereich entstammen.

Der Spiegel der Kiuna Macgullyghosh befand sich wie andere wichtige Trophäen Hellmarks in der Geister-Höhle. Der mannshohe Spiegel mit dem schweren schwarzen Rahmen war von einem roten Tuch verdeckt.

Der Spiegel stand in einer Nische gegen die Felswand gelehnt.

»Sieh dir die rechte Wand genau an. Björn«, sagte die telepathische Stimme.

Hellmark tat es. Und zum ersten Mal seit seiner Kenntnis über Marlos und die Höhle, in der er schon manche Stunde zurückgezogen

und nachdenkend verbracht hatte, entdeckte er an der Wand kleine Unebenheiten, die eine gewisse Regelmäßigkeit aufwiesen. Früher waren sie ihm gar nicht aufgefallen.

Er sah die eingestemmten Kreise, die alle zwei Meter wiederkehrten und die entsprechenden Punkte markierten, welche für den Dimensionsspiegel gedacht waren.

Genau in der Mitte der Wand aber wich das Punkteschema ab.

Da gab es einen großen Kreis, um den sich dann drei kleinere gruppierten.

Al Nafuur erklärte: »Das ist der Südstern, der zum Symbol der Wanderung nach Tschinandoah für dich wird, Björn. Der Südstern gibt dir die Richtung an, die du sehen mußt. Näheres kann auch ich dir nicht sagen, ich weiß es leider nicht. Ich kann dir auch nur den Weg weisen, aber gehen mußt du ihn allein. Ich kann dich nicht begleiten, und ich werde während deiner Reise nach Tschinandoah auch keine Gelegenheit mehr finden, mich mit dir in Verbindung zu setzen. Das hier ist vorerst der letzte Kontakt, den wir miteinander haben. In dem Moment, da du den Spiegel durchschreitest, wird dein Geist mich nicht mehr empfangen können. Deshalb möchte ich dir jetzt noch sagen, was ich weiß und was für dich wichtig werden könnte: nimm das Schwert mit, die Dämonenmaske, die drei Manjaaugen und den Trank der Siaris! Diese Dinge sollten in deinem Gepäck nicht fehlen. Und noch etwas: wie immer sich dein Marsch nach Tschinandoah auch gestalten mag: hüte dich vor der Puppe des Somschedd!«

»Die Puppe des Somschedd? Was ist das?«

»Ich weiß es nicht. Es gibt ein Geheimnis um sie. Kümmere dich nicht um sie. Sie kann die Bedingungen in und um Tschinandoah empfindlich stören. Nur dies ist mir bekannt, mehr kann ich dir nicht sagen.«

»Gesetzt den Fall es gelingt mir, die Mission erfolgreich zu beenden und Tschinandoah zu erreichen: muß ich dann den Weg zurückgehen, um jene Stelle wieder aufzusuchen, wo die dimensionsüberbrückende Kraft des Spiegels beginnt?«

»Nein! Das ist das Besondere. Wenn du Tschinandoah erreichst und die Nachricht gefunden hast, wirst du von dort wieder nach hier zurückkehren können. Dein Weg wird dann nur ein Schritt durch das Tor der Dimensionen sein, der die beiden Welten voneinander trennt. Aus der Parallelwelt selbst kann niemand von dort hier nach Marlos eindringen. Der Kraftsog wird von der anderen Seite des Spiegels unwirksam. Er ist hier von Marlos aus in der Tat nur von einer Seite durchlässig. Das heißt: auch für dich. Deine Entscheidung ist unwiderruflich. Wenn du den Spiegel passiert hast, wirst du nicht mehr zurück können. Dann mußt du nach Tschinandoah, egal, was auf dich zukommt. Überlege dir also deine Entscheidung wohl!«

»Da gibt es nichts zu überlegen«, blieb Hellmark fest. »Wenn es der einzige Weg ist, werde ich ihn gehen…«

Er schleppte den schweren Spiegel zu der Wand, an der die Markierungen sichtbar waren. Er stellte ihn vor den Fixpunkt, der den Südstern einer fremden Welt symbolisierte.

Er nahm das schwere rote Tuch zurück und warf einen Blick in das alte, matte Glas, in dem er sein Spiegelbild schwach wahrnahm.

Das Tor in eine andere Dimension war bereit. Doch er passierte es noch nicht.

Er holte oben von der höchsten Pyramidenstufe die Dinge, die Al Nafuur ihm genannt hatte. Er verstaute die Dämonenmaske in seiner Tasche. Den samtausgeschlagenen Behälter mit den drei faustgroßen, rubinroten Steinen, die aus den Augen des heiligen Vogels Manja auf Xantilon gebrochen waren, öffnete er. Die Steine legte er in einen kleinen Lederbeutel, dem er auch das verkorkte Fläschchen mit dem Trank der Siaris beigab.

Den Lederbeutel und das Schwert des Toten Gottes, das seine wichtigste Waffe war, ließ er vor dem Spiegel zurück, als er die Höhle verließ, um zu den Freunden zu sehen, die sich draußen in der frühlingshaften Sonne aufhielten.

Rani Mahay lag faul am Strand und aß einen Apfel. Mit der anderen Hand kraulte er seiner prächtigen Tigerkatze Chitra den Hals. Das Raubtier schnurrte wie eine Hauskatze.

Mahay, der aus Bhutan stammte und mit einem Zirkus um die Welt gereist war, stieß schon sehr früh auf Hellmark, als er erkannte, daß auch in seinen Adern das Blut der alten Rasse floß. Er folgte der Stimme dieses Blutes. Mit seinem enormen Willen hatte er in einer einmaligen Dressurnummer ungezähmte Tigerkatzen in einer offenen Manege unter Kontrolle gehalten.

Nach seiner Entscheidung, der Zirkuswelt ein für alle mal Adieu zu sagen, hatte er die anderen Raubkatzen verkauft und nur seine Lieblingstigerin Chitra behalten. Er zähmte das Tier so weit, daß sogar Björn Hellmark es wagte, sich der Katze zu nähern. Chitra kannte inzwischen die Menschen, die ständig um sie herum waren, und das intelligente Tier folgte auch den Anweisungen Carminias und Pepes.

Nur wenige Meter neben Mahay lag der vierzehnjährige Mexikanerjunge im Strand. Mahay diktierte Pepe etwas, und der Junge schrieb fleißig auf einen linierten Block.

Björn kam auf sie zu. »Immer schön fleißig lernen. Das freut mich.« Nach den Ereignissen in Genf war auch Pepe mitgekommen, der nicht allein zurückbleiben konnte. Hellmark hatte den Jungen seinerzeit an Kindes Statt angenommen. Er hatte dafür gesorgt, daß Pepe zu essen und zu trinken hatte, daß er anständig gekleidet war und anfangs zu einem Privatlehrer und später denn zur Schule sing. Pepe war

intelligent und lernte schnell. Björn war mit den Fortschritten seines Zöglings zufrieden. In der Zwischenzeit hatte der Junge auch gelernt, seine anfangs sporadisch und unkontrolliert parapsychischen Ausbrüche zu steuern. Wie bei Uri Geller waren bei dem jungen Mexikaner weder Messer. Gabel noch Löffel sicher. Wenn Pepe irgendwo auftauchte, konnte es passieren, daß Glühbirnen zerplatzten oder Lampen dunkel wurden, daß Rolltreppen und Fahrstühle in Kaufhäusern stehenblieben, daß nicht mehr ganz kraftvoll arbeitende Motoren zu stottern anfingen.

Hellmark versetzte Pepe einen Klaps auf den Hintern. »Was macht ihr da für ein Diktat?« interessierte er sich für die Arbeit des Jungen.

»Rani erzählt mir ein indisches Märchen von einem rosa Elefanten«, strahlte Pepe.

Björn stöhnte. »Er soll dir was Vernünftiges beibringen. Das ist keine Märchenstunde, das ist eine Schulstunde. Dein Englisch ist noch lange nicht so, daß…«

»Er hat es mir nicht auf englisch erzählt«, unterbrach Pepe Hellmark. »Er hat es mir auf Bengalisch erzählt.«

Björn klappten die Mundwinkel herunter. »Du willst doch nicht sagen, daß…?« Er nahm den Block kurzerhand an sich und sah die merkwürdigen Zeichen. Linien und Kringel an, die gestochen scharf einige Linien des Bogens füllten. »Was ist denn das für eine Krakelschrift? Sieht aus, als ob ein Huhn mit schmutzigen Füßen darüber hinwegstolziert wäre.«

»Nun ja«, sagte Pepe kleinlaut und verbarg seine Hände schnell hinter dem Rücken. »Saubere Hände hab ich gerade nicht. Aber die Krakelschrift ist keine Krakelschrift – sondern Sanskrit.«

»Sanskrit?« dehnte Björn das Wort, als hätte er nicht richtig gehört.

»Ja, Sanskrit«, maulte Mahay. »Der Junge ist ein ausgesprochenes Sprachtalent. Während du mit Schwert und Strumpfmaske durch die Gegend tollst, setzt er sich auf den Hosenboden und lernt.«

»Dann kann er außer Mexikanisch. Deutsch und Englisch jetzt auch schon ein paar Brocken Bengalisch?« staunte Hellmark.

»Ein paar Brocken ist gut«, krähte Pepe. »Hier…«, Ehe Björn es richtig begriff, spritzte Pepe schon neben ihm aus dem Sand empor und deutete auf die letzte Zeile, die er zu Papier gebracht hatte. »Das Gekrakel hier heißt zum Beispiel: ›Da kam der große rosa Elefant aus dem Urwald und starrte das arme verirrte Mädchen aus großen Glupschaugen an…‹, toll nicht wahr?«

»Das hier heißt wirklich Glupschaugen?«

»Ja.«

»Das sind mal komische Märchen, die Rani dir da erzählt.«

»Ich erzähl keine komischen Märchen«, beschwerte der Mann mit der prächtigen Glatze sich. »Ich bringe sie frisch und natürlich dar, in

einer Sprache, die er versteht. Und wenn der Elefant, von dem ich etwas weiß, Glupschaugen, hat, dann hat er eben Glupschaugen.«

»Und die hat er auch, jawohl!« plärrte Pepe. »Er hat soviele Glupschaugen, daß ich das Wort schon im Schlaf schreiben kann… auf ihn mit Gebrüll, Rani! Er hat unsere Schulstunde gestört. Jetzt machen wir ihn fertig. Wir scheuchen ihn ins Wasser.«

Björn spurtete los, als Pepe ihn ansprang und durch seinen eigenen Schwung im Sand landete, weil da, wo Hellmark noch eben stand, niemand mehr war. Auch Rani Mahay eilte nun hinter Hellmark her.

Es wurde keine Jagd ins Wasser, sondern eine über den Sandstrand. Daran beteiligte sich auch Chitra. Als Hellmark die schwere Tigerkatze hinter sich herlaufen und näher kommen sah, entschloß er sich doch lieber, diesem Geplänkel ein Ende zu setzen. Er lief kurzerhand in das von Rani Mahay erbaute Blockhaus, in dem Carminia Brado hantierte. Die hübsche Brasilianerin war noch damit beschäftigt, den größten Raum, in dem sie alle zusammensitzen konnten, heimisch und gemütlich einzurichten.

Bilder, einige Kunstgegenstände und vor allem Bücher hatte Hellmark dem Zugriff seiner Gegner entziehen können. Einige private Dinge, an denen er hing, hatte er ebenfalls gerettet und durch den Spiegel hierher auf die Insel geschafft.

Danach waren sie mit dem Spiegel, der sich schließlich nicht durch sich selbst transportieren ließ, mit unbekanntem Ziel abgeflogen. Kein Mensch wußte, wo sie sich aufhielten. Für die Welt existierten sie einfach nicht mehr. Die Dämonen Molochos', seine Erzfeinde, konnten sich allerdings denken, wo er nun sein Domizil aufgeschlagen hatte. Doch das Wissen nutzte ihnen nichts. Es war zu erwarten, daß durch die Dämonen und deren irdische Anhänger und Teufelsdiener auch Menschen von Marlos erfuhren. Aber wer würde ihnen glauben? Eine Insel mitten im Ozean, die man nicht sah? Das war doch lächerlich.

Der heitere Episode folgte eine kurzer Boxkampf zwischen Pepe und Björn im Innern der Hütte, den Hellmark schließlich mit einem ernsten Zuruf beendete. In aller Offenheit sprach er mit Carminia. Rani und Pepe über seinen Kontakt zu Al Nafuur und das ausführliche Gespräch, das er mit ihm geführt hatte.

Das hier war eine Abschiedsstunde, und sie alle begriffen, was sie bedeutete: vielleicht Trennung für immer, vielleicht Unheil und Tod.

Carminia begriff, daß Björn sich für seine Mission entscheiden mußte, daß es keinen anderen Weg für ihn gab. Sie wollte sich ihm anschließen.

Er schüttelte energisch den Kopf. »Das kommt nicht in Frage, Schoko. Würde ich dich mitnehmen, würde es eine Reise ins Ungewisse. Hier auf Marlos aber seid ihr sicherer, hier droht euch keine Gefahr. Marlos ist der sicherste Platz auf der Welt.«

»Er redet schon wieder in der Mehrzahl«, brummte der Inder. »Hier seid ›ihr‹ sicher, hier droht ›euch‹ keine Gefahr… Damit meinst du doch nur Carminia und Pepe, aber nicht mich!«

»Dich auch. Rani. Ich werde allein gehen.«

Es bereitete Hellmark die größte Mühe, Mahay seine Absicht auszureden, sich ihm anzuschließen. Schließlich aber gab der Inder seinen hartnäckigen Widerstand auf, und wie Carminia und Pepe begleitete er den Freund in die Höhle, wo er alles für sein abenteuerliches Eindringen in eine fremde, unerforschte Welt jenseits von Raum und Zeit vorbereitet hatte.

Hellmark zog den Abschied nicht in die Länge. Er küßte Pepe und Mahay auf die Wange und verabschiedete sich von Carminia mit einem flüchtig hingehauchten Kuß auf den Mund, obwohl er sie gerne anders geküßt hätte.

»Ich komme wieder«, sagte er, den Lederbeutel mit den Utensilien am Gürtel befestigend, das kostbare, einmalige Schwert, das in einer fernen Zeit für seine Hand geschmiedet wurde, in die Rechte nehmend. »Ihr könnt euch darauf verlassen.«

»Alles Gute. Björn«, sagte Carminia leise. Man sah ihr an, daß sie mit den Tränen zu kämpfen hatte.

»Hals und Beinbruch«, bemerkte Rani Mahay mit belegter Stimme.

Pepe sagte überhaupt nichts. Wie versteinert stand er da und blickte Hellmark nach, der einen Fuß in die matte Spiegelscheibe setzte, die seltsam zerfloß, als ob Nebel aufwalle. Hellmarks Körper wurde von den zerfließenden Nebeln umhüllt. Er lächelte den Zurückbleibenden ein letztes Mal zu und verschwand dann, nicht wissend, was ihn hinter dem Spiegel erwartete…

*

Heiß und trocken war der Wind, der ihm entgegenschlug.

Feiner Sand drang augenblicklich in Mund, Nase und Augen, und Björn Hellmark mußte sich abwenden.

Der Sand war grau-gelb. Der Himmel war es, und die riesigen, bizarren Krater und Dünen, die sich bis zum Horizont erstreckten, waren es ebenfalls. Die Dünen erinnerten an kantig geschliffenen, vom ewigen heftigen Wind bizarr geformten Fels. In den dunklen, zerklüfteten und zerfurchten Felsdünen herrschte ein schrilles Pfeifen und erfüllte die Luft und die Schlucht, die wie eine riesige Kerbe vor ihm lag.

Björn benötigte einige Minuten, ehe sich seine Augen an die Umgebung gewöhnt hatten, ehe er dem gelegentlich nachlassenden Sturm genügend Kraft entgegensetzte, um sich gegen ihn zu behaupten.

Er war in der fremden Welt angekommen, und sie empfing ihn trostlos und unfreundlich.

Die schauerlichen Töne, die durch die Luft getragen wurden, die über und zwischen den Felsdünen zu einem schrillen Crescendo wurden, erinnerten an den Klageschrei eines Titanen, der tödlich verwundet war.

Björn drehte sich noch mal auf der Stelle, um den Platz zu inspizieren, an dem das Tor in diese fremde Dimension mündete.

Seine Fußabdrücke im Sand fingen urplötzlich an, als wäre er bisher durch die Luft gereist und hier an dieser Stelle zum ersten Mal mit dem Boden in Berührung gekommen.

Dies entsprach im übertragenen Sinn auch der Wirklichkeit.

Er hatte Millionen von Lichtjahren zurückgelegt, ohne jemals zu begreifen, wie es geschehen war. Er hielt sich in einer anderen Welt – in einer anderen Zeit auf. Er griff in die Luft hinter sich, um die Stelle zu suchen, wo sich das ›Loch‹ zwischen den Universen befand, durch das er gerutscht war.

Ein Schritt nach vorn, und er hätte normalerweise durch die Rückseite des in dieser Dimension nicht sichtbaren Spiegels wieder auf der anderen Seite auf Marlos in der Geister-Höhle ankommen müssen.

Er ging noch einen Schritt vor, aber nichts ereignete sich. Das Normale war hier nicht normal.

Björn atmete tief durch. Rundum umgab ihm eine lebensfeindliche, graugelbe Wüste und zerklüftete, bedrohlich und unheimlich wirkende Felsdünen.

Al Nafuur hatte recht gehabt. Nun hatte er den Beweis. Es gab kein Zurück. Es gab nur noch ein nach Vorn…

Und so lief er auf die düsteren Felsendünen zu, um sich im Windschatten erst mal eine Stelle zu suchen, wo er abwarten konnte, bis der Sturm sich legte und sich der bewölkte Himmel öffnete, um den Südstern zu zeigen, dem er folgen mußte.

Da stutzte er plötzlich.

In das langgezogene Klagen und Heulen des Sturmes mischte sich ein dünner, ferner Schrei.

So schrie ein Mensch, wenn er litt, wenn er sich in höchster Not befand.

Der Schrei wurde vom Toben des Sturmes verweht.

Der Schrei kam drüben aus der von Felsdünen umstandenen Schlucht.

*

Kaum war Hellmarks Körper wie ein Schemen verschwunden, trat Rani Mahay einen Schritt vor, um dem Freund zu folgen.

Carminias zarte Hand legte sich auf die Brust des muskelbepackten Inders.

Die Brasilianerin schüttelte den Kopf. »Er hat ausdrücklich darum gebeten, allein zu gehen, Rani.«

»Genau das ist es, Carminia, was mir Sorge bereitet. Der Gedanke daran, daß er ganz allein auf sich selbst gestellt ist, behagt mir gar nicht.«

»Mir auch nicht. Rani. Es wäre mir wohler, wenn du ihn begleiten würdest, wenn auch ich dabei sein könnte. Doch wir müssen seine Entscheidung respektieren. Ein Mann wie Hellmark muß dem Ruf folgen, der an ihn ergangen ist. Ich habe keine Angst um Björn. Rani. Er hat den Spiegel. Er kann jederzeit zurückkehren.«

Der Mann aus Bhutan atmete tief durch. Er setzte zum Sprechen an, schwieg aber dann doch.

Er wollte Carminia nicht zusätzlich beunruhigen, aber er glaubte doch in gewisser Hinsicht Hellmark besser zu kennen als die Frau.

Er wurde das Gefühl nicht los, daß Björn ihnen trotz aller Offenheit nicht die volle Wahrheit gesagt hatte.

Carminia zog den schweren roten Vorhang vor den mattglänzenden Spiegel, und sie verließen die Geister-Höhle.

Rani Mahay warf noch einen Blick zurück. Er hatte seine eigenen Gedanken…

*

Es bereitete Harry Frandon einige Schwierigkeiten, den steilen und steinigen Pfad zwischen Fels und Gebüsch und meterhohem Unkraut zu finden, durch das man sich mit einem Buschmesser einen Weg hätte bahnen müssen.

Frandon begann aber auch so mit dem Aufstieg.

Er mußte an den Wirt denken, der von sich behauptete hatte, vor geraumer Zeit selbst dort oben auf dem unzugänglichen Kap gewesen zu sein. Dann mußte doch auch er es schaffen…

Mühsam erklomm er den Weg. Sand und lose Steine kamen unter seinen Füßen ins Rutschen, und der Aufstieg gestaltete sich oft so mühsam, daß er nicht mehr aufrecht gehen konnte und nur noch auf allen vieren weiterkam.

Meter für Meter brachte er hinter sich, und es schien ihm, als käme er dem alten Schloß nicht näher, sondern rücke immer weiter von ihm ab.

Er legte oft Pausen ein, die nach und nach immer länger wurden.

Es kam ihm vor, als wäre seit dem Aufstieg eine Ewigkeit vergangen, als er endlich hohe braune Gräser und farnähnliches Unkraut beiseitedrückte und dem halb zugemauerten Eingangstor

genau gegenüberstand.

Die schweren Eisen- oder Holztore, die den Eingang einst versperrten, waren irgendwie abhanden gekommen und eine spätere Generation hatte den Einlaß zugemauert. Doch Wind und Wetter konnten auch die härtesten Steine nicht ewig widerstehen. Und der Zahn der Zeit hatte sichtbar an dem Mauerwerk genagt, in dessen Spalten und Rissen Moos und Unkraut wuchsen. Sogar kleine Bäume hatten sich hier entwickelt, und die sich kräftigenden Wurzeln sprengten das morsche Gestein weiter auseinander.

Frandon benutzte die im Lauf der Jahrhunderte terrassenförmig nach vorn gekippte und halbhohe Tormauer wie Treppenstufen, um in das Innere des düsteren Schloßhofes zu gelangen.

Die angenagten Türme und die hohen Zinnen ragten steil in den Himmel, der sich inzwischen bewölkt hatte. Eine unheimliche Ruhe umgab den Eindringling.

Der Innenhof war mit großen, schwarzen Felssteinen gepflastert. Zwischen den breiten Fugen wuchsen auch hier Gräser und Unkraut, doch die waren bei weitem nicht so gut entwickelt, wie die Flora vor dem wuchtigen Gemäuer. Hier im Hof fehlte die Sonne.

Sich aufmerksam umsehend durchquerte Frandon den Hof. Der Wind pfiff in den Mauerlöchern und Fugen und ließ die Einsamkeit noch fühlbarer werden.

Die Luft hier oben war frisch, um sie nicht kalt zu nennen. Frandon lief auf ein großes Loch in der gegenüberliegenden Mauer zu, durch das fauchend der Wind strich.

Frandon warf einen Blick in die Tiefe und ihm schwindelte.

Kerzengerade fiel der Fels, auf dem der Comte de Barteaulieé sein Schloß errichtete, in die Tiefe. Wind und schäumende Wellen umtosten den Fuß der zerklüfteten Küste, und die Wasserfontänen spritzten meterhoch an dem schwarzen, scharfkantigen Gestein empor.

Es gab zahlreiche verwinkelte Nischen und Durchlässe, die in quadratischen Gärten und in andere Bezirke des Schlosses führten.

Harry Frandon wählte bewußt die schmale Tür mit dem rostigen Eisentor, die hineinführte in einen verwilderten Garten. Der lag genau auf der Seite des Schlosses, die von der drüben auf dem Berg liegenden Wirtschaft gut eingesehen werden konnte. Wild romantisch ragten die düsteren Türme und die Zinnen in die Höhe, verhältnismäßig steil fiel eine aus hohem Gras bestehende Wiese ab, auf der auch Akazien wuchsen. Hier hatte er auch gesehen, wie die nackte Schöne sonnenbadete.

Auf dieser dem Meer abgewandten Seite war die Luft wärmer, weil das massive, trutzige Mauerwerk des Schlosses den Wind abhielt.

Auf der anderen Seite war ein noch schmaleres Tor, aus dem man den Garten verlassen konnte – und das in einen Bezirk führte, der von

außen und auch von jenseits des Berges nicht einsehbar war.

Harry Frandon fuhr zusammen wie unter einem Peitschenschlag.

Hier stand ein Trakt, der nichts mehr gemein hatte mit der Ruine, für die man das Schloß des Comte im allgemeinen hielt.

Dieser Trakt war so gut erhalten, daß sich dem Engländer unwillkürlich die Frage aufdrängte, wann wohl hier zuletzt Restaurationsarbeiten stattgefunden hätten.

Die kleinen rechteckigen Fenster waren erhalten, das Mauerwerk machte keinen morschen Eindruck, das Dach des Anbaus war mit dunkelroten Ziegeln gedeckt, auf dem sich große, grüne Moosflächen ausdehnten.

Frandon schloß die Augen und öffnete sie wieder.

Er träumte nicht. Die Bilder blieben.

Dieser Trakt hier machte den Eindruck, als wäre er bewohnt! Es hätte ihn nicht verwundert, wenn jemand…

»Hallo!« sagte da plötzlich eine Stimme neben ihm, und Frandon fuhr wie elektrisiert herum. »Wie kommen Sie denn hier herauf?«

Der Engländer starrte hinauf zu dem Fenster im ersten Stock schräg hinter sich und glaubte zu träumen.

Dort oben am Fenster stand die dunkelhaarige Frau, die er heute morgen nackt im Gras vor der dem Berg zugewandten Seite des Schlosses gesehen hatte.

*

»Hallo!« Es fiel ihm schwer, seine Verwunderung zu verbergen. Er mußte wohl ziemlich ungeniert nach oben gestarrt haben, denn ihr leises Lachen ließ einen gewissen Spott nicht überhören.

Sie trug ein tiefausgeschnittenes, sehr sommerliches Kleid mit schmalen Trägern. Ihre Haut war samten und zart gebräunt. Die Fremde machte einen frischen und fröhlichen Eindruck, und sie wandte einmal den Kopf nach hinten, sprach in den Raum, und Frandon hörte gleich darauf zwei ferne, männliche Stimmen.

Sie war also nicht allein hier im Schloß.

Es war bewohnt.

Und keiner wußte das?

Er konnte sich das kaum vorstellen, aber es mußte wohl so sein. Andererseits wiederum war es auch gut möglich, daß die Bewohner drunten im Dorf und der Wirt es zwar wußten, die Tatsache aber ignorierten. Das Geschlecht der Barteaulieés war hier nicht besonders beliebt. Wie einst Graf Dracula in Transsylvanien mußten sich die de Barteaulieés einiges haben zuschulden kommen lassen, das auch die nachfolgenden Generationen nicht vergessen konnten oder das sie noch immer fürchteten.

Dann aber mußte er daran denken, daß der Wirt behauptet hatte, hier oben gewesen zu sein und nach seinem verschwundenen Sohn gesucht zu haben. Kein Wort von den Bewohnern des Traktes.

Da stimmte doch etwas nicht.

Frandon nahm sich vor, auf der Hut zu sein, hielt aber seine übertriebene Vorsicht und Scheu dann schon für peinlich, als die junge Französin, die er auf höchstens zwanzig schätzte, nach unten kam und ihm die Tür öffnete.

»Wenn Sie schon hier oben sind, dürfen wir Sie vielleicht einladen zu einem Drink, Monsieur? Der Aufstieg war bestimmt nicht leicht.«

»Nein, das kann man wohl sagen. Wie kommen Sie denn hier herauf?« fragte er gleich darauf mißtrauisch, wenn er sich den steinigen Pfad vorstelle, für den er mehrere Stunden gebraucht hatte, und der nicht so aussah, als ob er ständig benützt würde.

»Hier von der Ostseite. Da gibt es eine Treppe im Fels, die nach unten führt. Wir benutzen sie aber nur selten. Hier oben wächst alles, was wir zum Leben brauchen. Wir backen unser Brot selber, bauen Kartoffeln und Gemüse an und sind auch unabhängig von der Getränkeindustrie«, fügte sie mit einem spitzbübischen und charmanten Lächeln hinzu. »In unserem Weinkeller liegen noch so viele Fässer, daß wir mindestens für die nächsten fünfzig Jahre gut versorgt sind.«

Sie lachte. Und ihr Lachen steckte an.

Frandon fühlte sich seltsam aufgekratzt und wohl in ihrer Nähe. Sie war ein ausgesprochen sympathisches Geschöpf, das man sofort liebhaben mußte.

»Ich bin Harry Frandon«, sagte er, ihr die Hand reichend. »Ich hoffe, Sie können mir noch mal verzeihen, daß ich hier einfach eingedrungen bin. Ich… konnte schließlich nicht wissen, daß das Schloß bewohnt ist. Von dort unten macht es nicht den Eindruck.«

»Das ist ganz gut so. Sonst kämen wahrscheinlich jeden Tag unzählige Touristen herauf, und es wäre um die herrliche Ruhe und Abgeschiedenheit geschehen.«

»Ja, da haben Sie auch wieder recht.«

»Übrigens, mein Name ist Danielle… Danielle de Barteaulieé«, sagte sie unvermittelt, und Frandon glaubte, ein Hieb würde ihn treffen.

»Danielle de Barteaulieé?« echote er ohne daß er es wollte. »Die Danielle de Barteaulieé, von der man sagt…«

»Daß sie eine Hexe sei? Nein!« Sie lachte ausgelassen, und ihre makellos weißen Zähne blitzten. »Ich sehe, Sie sind als Ausländer gut informiert. Demnach kennen Sie die komische Geschichte, die man sich von dem Schloß erzählt.«

»Kennen ist zuviel gesagt. Ein paar Dinge sind mir bekannt. Ich

interessiere mich für alte Burgen und Schlösser, besonders für solche, von denen man sich erzählt, daß es in ihnen spukt.«

»Dann sind Sie hier garantiert falsch, Monsieur Frandon. Hier auf dem Schloß hat es noch nie gespukt. Eigentlich schade. Ich hätte für mein Leben gern mal einen echten Geist gesehen, daß ich nicht die Danielle de Barteaulieé sein kann, die vor rund fünfhundert Jahren gelebt hat, das dürfte man mir doch ansehen, hm?« fragte sie schelmisch und in ihren Pfirsichwangen zeigten sich zwei Grübchen. »Oder sehe ich aus wie eine Hexe?«

Sie ließ ihn erst gar nicht antworten, und er war froh, um seine Antwort zu kommen, denn er wollte sich nicht noch lächerlicher machen, als er es durch seine Bemerkung schon getan hatte.

»Für Mädchen war in unserer Familie der Name Danielle schon immer typisch. Ich bin möglicherweise die zwanzigste oder fünfundzwanzigste, die diesen Namen trägt. Er gefällt mir. Schließlich habe ich mit den Leuten, die vor fast fünfhundert Jahren das Schloß hier zum ersten Mal bewohnten, nicht das geringste zu tun. Es wäre das gleiche, würde ich mich jetzt danach erkundigen, wer Ihre Vorfahren waren und würde mich erschrecken, wenn ich erführe, daß es in Ihrer Ahnenreihe möglicherweise einen Raubritter gab oder gar einen Hexenjäger. Sie sind Engländer. Und in England war die Hexenjagd sehr verbreitet…«

Der ernste, ein wenig lauernde Unterton in ihrer Stimme entging ihm, weil er leise lachen mußte ob des Vergleiches, den sie da anstellte.

»Recht haben Sie«, sagte er schnell. »Ich habe mich kindisch benommen. Entschuldigen Sie!«

»Danielle!« rief da eine Stimme aus dem ersten Stock des restaurierten Wohntrakts. »Willst du nicht wieder heraufkommen?«

Der Mann an dem winzigen Fenster streckte seinen Kopf heraus. Dunkles, welliges Haar rahmte ein schmales, hageres Gesicht.

»Och, ich komme schon. Ich bringe einen Besucher mit.«

»Na schön, dann bring deinen Gast mit hoch, wenn du's nicht lassen kannst.«

Frandon fragte sich, ob er die Einladung eigentlich annehmen wollte. Aber er kam gar nicht mehr dazu, sich die Entscheidung zu überlegen. Er wurde förmlich überrumpelt und ging mit dem schönen jungen Mädchen auf die Tür zu.

Er durchquerte den länglichen Schloßhof auf der dem Berg zugewandten Seite, und in seinem Unterbewußtsein registrierte er, daß hier tatsächlich eine seltsame, totenähnliche Stille herrschte. Er hörte keinen Vogel zwitschern, er vernahm nicht das Summen der Insekten und das Gezirpe der Zikaden, die hier in diesem Landstrich verbreitet waren.

Es war, als ob das Leben, das er unterhalb des Kaps noch wahrnahm – hier zugrunde ging, und daß deshalb selbst Insekten, Zikaden, Käfer und Vögel das düstere Schloß und seine unmittelbare Umgebung mieden.

Doch im gleichen Augenblick, da er diesen Gedanken hatte, schalt er sich im stillen einen Narren und verwarf die Überlegungen wieder.

Er streifte Mißtrauen und Zweifel ab und folgte der schönen Französin die engen Sandsteintreppen hoch. Er sagte sich, daß die Familie Danielles einen Grund haben mußte, sich hier oben regelrecht versteckt zu halten. Die abergläubischen Bewohner des Dorfes unten respektierten die ehemaligen Herren nicht mehr.

In einem kleinen, gemütlich eingerichteten Saal standen mehrere ausladende Polstersessel, alte, hochlehnige Stühle um einen langen Tisch herum, auf dem wiederum verstaubte, unetikettierte Rotweinflaschen standen. Schwere Kristallgläser waren mit dunkelroter funkelnder Flüssigkeit gefüllt. Zwei Männer kamen ihm entgegen. Den einen kannte er schon. Er war der Ältere, der sich am Fenster gezeigt hatte und dem Alter nach Danielles Vater sein konnte.

Er war es nicht. Es war ihr Onkel, wie er aus ihrem Mund erfuhr. Ihr Vater war schon sehr lange tot. Ihr Onkel hatte sie bei sich behalten. Der junge Mann, der ebenfalls hier in dem geräumigen Trakt lebte, hieß Jean-Paul und war sein Sohn, ihr Cousin also.

Jean-Paul machte keinen vertrauenerweckenden Eindruck. Er war sehr bleich, wirkte verstört und abwesend und grüßte den Engländer nur wortkarg.

Auf dem Platz am Kopfende des Tisches sah Frandon ein großes und altes Buch. Es war so zerfleddert und verrottet, wie er noch keines je zuvor gesehen hatte. Dem Buch entströmte ein modriger und scharfer Duft, der an frischgemahlenen Pfeffer erinnerte.

Der Sohn von Danielles Onkel nahm am Kopfende des Tisches wieder hinter dem Buch Platz, vertiefte sich in die aufgeschlagene Seite und interessierte sich überhaupt nicht für den Besucher. Der Mann mit dem schmalen, ovalen Gesicht und Danielle nahmen fasziniert neben Jean-Paul Platz, nachdem die hübsche Französin dem Engländer ein großes Glas Rotwein eingeschenkt und ihm in einem Korb frisch aufgeschnittenes Weißbrot hingestellt hatte.

Frandon ertappte sich dabei, daß er herzhaft zulangte. Erst jetzt merkte er, daß er einen Bärenhunger hatte. Schließlich war es Nachmittag. Er hatte mehr als fünf Stunden benötigt, um den Weg zum Schloß zu erklimmen.

»Wir haben ein altes Buch entdeckt«, fühlte Danielle sich veranlaßt, ihm leise eine Erklärung zu geben, und sie lächelte dabei, daß es für ihn eine Offenbarung war. »Haben Sie jemals vom Buch der Totenpriester gehört? Und von Molochos – und von Rha-Ta-N'my?«

Frandon schluckte. Ja, er hatte! Und er wußte, was es bedeutete, wenn Menschen sich mit Texten aus diesem unheimlichen Buch, von dem es angeblich nur ein einziges Exemplar geben sollte, befaßten.

Danielle und ihre Verwandten besaßen dieses Buch oder eine Abschrift und Übersetzung davon.

Jean-Paul las daraus vor.

Um ihn, Frandon, kümmerte sich kein Mensch mehr, und er kam sich ziemlich überflüssig vor. Er wollte aufstehen, um den düsteren Raum zu verlassen. Durch die farbigen Scheiben fiel seltsam gedämpftes Tageslicht, daß man meinte, draußen sei der gesamte Himmel verhangen.

Frandon fühlte sich nicht wohl in seiner Haut, er konnte doch nicht gehen. Er hörte zu, und die Worte klangen wie geheimnisvolle Beschwörungen eines Besessenen.

Wie am Stuhl festgeklebt blieb er sitzen und trank den schweren, alten Wein, der ihm sofort zu Kopf stieg, seine Glieder schwer werden ließ und sein Denken zurückdrängte.

Frandon ließ den Blick in die Runde schweifen und entdeckte auf dem nahen Kaminsims etwa zehn Zentimeter hohe Figuren aus Ton, die buntbemalt waren.

Insgesamt zählte er sieben Figuren. Sie stellten Fabelwesen dar, die einer fremden Mythologie anzugehören schienen.

Frandon sah dreiköpfige Schlangen auf einem Spinnenleib, er entdeckte seltsame Zwitterwesen halb Tier halb Mensch, widerliche Gnome, und die Gestalt eines langschwänzigen Drachen, der den biegsamen Oberkörper halb herumgedreht hielt, dessen Rückenkamm in einen breiten Schlangenkopf mit schrägliegenden Augen zulief. Die Augen der Drachenfigur glühten bernsteinfarben wie die eines Raubtieres. Das geflügelte Wesen stand aufrecht auf zwei strammen grünen Beinen, und der Schwanz war seitlich weggedreht, als ob der Künstler, der diese Figur geschaffen hatte, damit ein wildes Peitschen andeuten wolle.

Neben dem Drachen stand eine borstige, eklig aussehende Figur, die jemand aus dem Schlamm gezogen zu haben schien und dann vergessen hatte, sie abzuwaschen. Der Morast war getrocknet und klebte wie graue, unregelmäßige Schuppen auf Gesicht, Armen und Leib.

Frandon wollte danach fragen, welche Bedeutung die Figuren hatten.

Da spürte er das erste Mal den brennenden Schmerz in seinem Hirn, daß er glaubte, ohnmächtig zu werden. Auf seine Schädeldecke wurde ein starker Druck ausgeübt und eine Benommenheit ergriff von ihm Besitz, die am ehesten mit einer starken Übermüdung und Apathie zu vergleichen war.

Er nahm seine Umgebung seltsam verzerrt wahr. Die Perspektive stimmte nicht mehr.

Aus den beschwörenden Worten Jean-Pauls war ein verzweifeltes, stöhnendes, weinerliches Beten geworden. Und nicht mehr mir seine Stimme war es, die den düsteren Saal erfüllte, sondern unzählige andere, die wie ein dunkler unsichtbarer Geisterchor mit einfielen, waren mit einem Mal vorhanden.

Eine eisige Hand krallte sich in Frandons Herz.

Sein Schädel dröhnte und die Stimmen bohrten sich durch seine Poren, so daß sein ganzer Körper zu vibrieren und zu schallen begann, als hätte man die Saite einer Laute angeschlagen.

Der Wein! Ich vertrage den Wein nicht, meldete sich irgendwo in der Tiefe seines aufgewühlten Bewußtseins die Stimme der Vernunft.

Dann kam ein anderer Gedanke, den er klar erfaßte: Es muß etwas in dem Wein gewesen sein. Ein Gift?

Siedendheiß durchpulste ihn die Angst.

Er konnte nicht mehr richtig sehen, alles vor seinen Augen verschwamm.

»Was ist nur… los mit mir…? Was habt ihr mit mir… gemacht?« röchelte er.

»Du brauchst keine Angst zu haben.« Ihre sympathische zarte Stimme war dicht neben ihm. Er fühlte ihre samtenen Lippen an seinem linken Ohr. »Ich bin bei dir… es ist nichts… nichts, verstehst du?«

»Danielle?« Der Name klang wie Musik. Ihre Nähe berauschte ihn, und die schauerlichen Stimmen, die einen fürchterlichen Gesang anstimmten, wichen zurück in den Hintergrund. Die Atmosphäre um ihn herum war grau und undurchsichtig, und ein kaltes, blaues Licht flackerte rhythmisch auf und ab wie der Schlag eines Herzens.

»Ja, Liebster?«

Sie nannte ihn Liebster? Ein ungekanntes Glücksgefühl erfüllte ihn.

Er war betrunken, berauscht. Er nahm alles wahr wie im Halbschlaf. Und er handelte, die Situation beim Schopf ergreifend.

Er fühlte sich seltsam leicht, beinahe schwebend. Er merkte, daß er seinen Stuhl verließ, daß er gleich darauf in einem anderen Zimmer war, ohne sich entsinnen zu können, wie er dort hinkam.

Schummriges Licht. Auf dem Boden lagen farbenprächtige, kostbare Teppiche, über einem breiten, flaumweichen Bett hing ein Gobelin, der die ganze Wand darüber einnahm. Auf einer endlosen Wiese tummelten sich zahllose Menschen. Blumen blühten, die ganze Natur war erwacht, die Bäume schlugen aus. Menschen liebten sich. Ein Bild das Anmut und Glückseligkeit verhieß. Die ganze Fülle eines berauschenden, viel zu kurzen und schnell verfliegenden Lebens war hier eingefangen.

Flammenschein fiel über den Gobelin. Und unter den zuckenden Feuerzungen veränderten die Blumen und Bäume, die Tiere und die Menschen ihre Form. Dämonische Geschöpfe suhlten sich in dampfenden, brodelnden Schlammseen, Teufel mit glühenden Augen und gehörnten Schädeln, mit Ziegenbockgesichtern und Klauenhänden fielen über weißhäutige junge Frauen her. Alte verschrumpelte Weiber hockten auf den Schultern und dem Rücken dämonischer, geflügelter Wesen, die sie über den Ort des Geschehens trugen. Auch die Figuren, die er vor wenigen Augenblicken noch auf dem Kaminsims wahrnahm, hier waren sie versammelt. Hier tollten sie mit herum.

Ein heftiges Flügelrauschen trieb die Flammen auseinander, und Frandon meinte, den Schatten eines riesigen Vogels über der fiebernden Landschaft wahrzunehmen, der den ganzen Himmel verdeckte.

Die Flammen griffen nach ihm, loderten in seinem Innern auf und spülten seine Leidenschaft empor wie der Orkan die Flutwelle.

Frandon sah sich von Danielles nackten Armen umschlungen, von ihren heißen Küssen auf das breite Bett zurückgeworfen. Er fühlte den Druck ihres bloßen Leibes auf seinem Körper, erwiderte ihre Küsse, ihr zärtliches und zugleich immer begehrlicheres Streicheln.

Er verlor sich im Sinnesrausch – und riß sich dann doch daraus hervor.

Teufelsbilder! Blendwerk!

Danielle – war eine Hexe. Sie wollte ihn vernichten, sie brauchte ihn, seine Lebenskraft, und hatte ihn hierhergelockt auf das verfluchte Schloß. Er war nicht freiwillig gekommen. Der Gedanke an den schönen Körper der Nackten hatte ihn hierhergeführt.

Er stieß Danielle de Barteaulieé zurück, lief aus dem Raum in den Saal, wo die beiden anderen noch immer am Tisch hockten, wo es in den Wänden, im Boden und in der Decke knisterte und raschelte, als ob sich dahinter riesige Hohlräume befänden, in denen sämtliche Ratten des Schlosses ihr Unwesen trieben. Der Boden wankte unter seinen Füßen, Wände und Decken verschoben sich, die beiden de Barteaulieé hingen seltsam verzerrt in der Luft vor ihm. Der Tisch schwebte einige Zentimeter über dem Boden, und auch Danielle war wieder da, saß angezogen auf dem Platz neben ihm und fiel ein in den rätselhaften, schauerlichen Gesang, unter dem die Wände zu bersten schienen.

Harry Frandon verstand überhaupt nichts mehr.

Waren nur Bruchteile von Sekunden vergangen, Stunden oder Tage? Jegliches Zeitgefühl war ihm abhanden gekommen.

Danielles Arme lagen wieder um seinen Hals. Sie hielt ihm das frischgefüllte Glas vor, in dem der schwere Wein duftete. Und er trank. Er konnte sich nicht dagegen wehren.

Sie machen mich betrunken, warum? fragte er sich, eine Sekunde der Klarheit zurückgewinnend. Sie flößen mir Gift ein, schrie es in ihm im nächsten Augenblick auf.

Dann kam der kurze, stechende Schmerz, unter dem er zu zergehen glaubte.

Er fiel nach vorn.

Dunkelheit… Aus!

Und doch war sein Bewußtsein schon wieder wach.

Er stand vor dem Tisch, zwischen den anderen, die ihn wie ein Opfer umkreisten – und er sah einen zusammengesunkenen, leblosen Körper.

Das war sein lebloser Körper, entseelt, tot…

Er war aus seinem Körper herausgetreten und sah seine eigene Leiche vor sich und Panik erfüllte ihn.

*

Der Himmel war bewölkt. Regenwolken zogen auf.

Das Schloß dort drüben auf dem Kap wirkte noch unheimlicher und bedrohlicher vor dem Hintergrund der finsteren Wolkenberge, die schwer über das Meer rollten.

Jacques Dupont, der Wirt, stand an dem kleinen Fenster, das er weit geöffnet hatte. Der Wind war stärker geworden. Er trieb die Wolken schneller heran und brachte Regen. Aber nicht nur ihn.

Er trug auch die Stimmen heran. Der schauerliche Gesang, den ein Chor der Verdammten aus einer entsetzlichen Welt ertönen ließ, war deutlich zu vernehmen.

Dupont war allein in dem Gastraum.

Der untersetzte Mann stöhnte leise, und es fiel ihm sichtlich schwer, dem Wimmern und Ächzen und den grauenvollen Worten, die er nicht verstand und die ihm doch bis ins Innerste erschütterten, zu entgehen.

Mit Gewalt zwang er sich, das Fenster zuzudrücken. Kalter Schweiß stand auf dem Gesicht des Wirts, als er sich herumdrehte, sich mit dem Rücken gegen das Fenster stellte, als könne er den Anblick des düsteren Schlosses nicht mehr ertragen. »Es fängt wieder an… genau wie damals«, entrann es halblaut den Lippen des bleichen Mannes. »Wie damals… als Pierre verschwand… aber niemand wollte mir glauben. Die Hexe läßt die Höllenmusik ertönen… der Engländer hat Danielle de Barteaulieé gesehen… wie Pierre sie damals gesehen hat.«

Er schlug beide Hände vors Gesicht.

*

Sie war bei ihm, und er hörte ihre Stimme.

»Harry, Liebster, du wirst nie mehr von mir gehen, weil ich dich brauche.«

Er nickte nur. Er hatte nicht mehr den Wunsch zu fliehen und auch die Angst, die er eben noch empfand, war verflogen.

Er war nicht tot! Dieser Gedanke war doch Unsinn! Er träumte – und er würde jeden Augenblick erwachen. Er war durcheinander von dem Geschwätz des Wirtes Dupont, von dem Verhalten der Leute im Dorf, die er nach dem Schloß des Comte gefragt hatte, von den Halbwahrheiten, die er in einem Buch fand und vor allem von seinen eigenen Überlegungen.

»Ich bin Danielle die Barteaulieé«, fuhr sie fort. »Die Danielle, von der du gesprochen hast, ja, Harry… ich bin eine Hexe… aber eine, die man verflucht hat. Ich möchte frei sein, erlöst, du kannst mir helfen…«

»Wie, Danielle?« hört er sich fragen.

»In dem du wiederkommst… das ist Voraussetzung. Alles auf einmal… kann nicht geschehen. Aus den Dimensionen des Grauens und des Wahnsinns wird mir Gewalt angetan… ich lebe in diesen Mauern… ich kann sie nicht verlassen… ich habe mir gewünscht, ewig jung zu sein… dieser Wunsch wurde mir erfüllt, aber auf eine grauenhafte Weise…«

Seltsamerweise kam es Harry Frandon nicht so vor, als ob er einer Stimme lausche, die ihm ein Märchen erzählen wollte. Auf eine besondere Art nahm er intensiv Anteil an dem Gesprochenen.

Frandon blickte sich um. Alles Grau in Grau, ferner flackernder Widerschein, den er im Unterbewußtsein registrierte.

Wie Schemen nahm er auch Daniellas Onkel und dessen Sohn wahr.

»Was ist mit ihnen? Was haben sie mit dir zu tun, Danielle?«

»Sie sind verflucht, wie ich es bin. Sie sind Schatten aus dem Reich der Hexen. Sie sind Geister, die mich begleiten, die auf Gedeih und Verderb mit mir verbunden sind…«

»Warum, Danielle?«

»Das… weiß ich nicht…«

Sie sah traurig aus, und er hatte Mitleid mit ihr. Konnte man mit einer Hexe Mitleid haben? fragte er sich da.

Sie war eine Hexe – und sie war doch keine. Sie wollte raus aus dem Teufelskreis, in den sie geraten war. Dann stimmte die Geschichte um das Schloß also doch. Darin wurde behauptet, daß der Comte de Noir mit finsteren Mächten paktiere, daß er Molochos und Rha-Ta-N'my, die grausame Dämonengöttin angerufen hatte, um die Reiche der Finsternis kennenzulernen und über Menschen Macht zu

gewinnen. Als seine schöne Tochter geboren wurde, war sie den Mächten der jenseitigen Welt als Opfer versprochen. Aber der Comte verweigerte den Gehorsam und versuchte alles, dem Zugriff der Geister, die er selbst gerufen hatte, zu entkommen. Danielle sollte frei sein, und er wollte ihr gleichzeitig mit höllischer Hilfe ewige Jugend und Schönheit erhalten. Aber wer Forderungen stellte, der mußte auch die Pflichten erfüllen. Das eine war ohne das andere undenkbar. Auf welches Experiment sich der Comte de Barteaulieé damals eingelassen hatte, darüber wußte man nichts. Die Kenntnis darüber war im Dunkel der Geschichte versunken.

»Ich werde dir helfen, Danielle… wenn ich es kann.«

»Du kannst.«

»Wie?«

»In dem du wiederkommst, das ist alles. Dann ist der Ruf der Hexendrachen zum dritten Mal erfüllt…«

Er wollte sie darüber ausfragen, aber er kam nicht mehr dazu. Danielle hing plötzlich an seinem Hals und preßte ihm ihre heißen Lippen mitten auf die Stirn. Der Kuß war glühend wie ein Brenneisen, als sollte er abgestempelt werden. Die Lippen waren weich, aber dann spürte er auch schon den Druck ihrer Zähne. »Nimm den Kuß der Hexe entgegen, Harry… und du wirst wiederkommen, ob du willst oder nicht… du kannst dich dem nicht mehr entziehen…«

Was hatte das nun schon wieder zu bedeuten?

Doch alle Fragen fanden abrupt ein Ende.

Die Welt, in der er sich wie ein Geist aufhielt, und in der er seinen wirklichen Körper kaum fühlte, versank um ihn herum.

Er schlug plötzlich die Augen auf.

»Danielle«, murmelte er benommen und merkte im gleichen Augenblick, daß die Französin gar nicht da sein konnte.

Er saß hinter dem Steuer seines Triumph Vitesse, den er am Fuß des zerklüfteten Felsens abgestellt hatte.

Hier war er über das Grübeln, ob er den Aufstieg beginnen sollte oder nicht, eingeschlafen und hatte geträumt.

Draußen war es düster geworden. Schwere Wolken hingen am Himmel, und hart und metallisch klangen die Regentropfen, die auf das Blechdach fielen.

Harry Frandon schüttelte den Kopf und fuhr sich durch die Haare. »Verrückt«, murmelte er. »Was einem die Nerven doch für einen Streich spielen können.«

Daß er stundenlang hier gesessen und geschlafen hatte, wollte ihm allerdings nicht in den Sinn. Doch es mußte wohl so sein. Eines allerdings fand er merkwürdig: er war nicht ausgeruht. Er fühlte sich wie gerädert. Gerade so, als ob er einen anstrengenden Fußmarsch hinter sich hätte.

Da fiel sein Blick auf seine Schuhe. Sie waren von rotem Staub bedeckt. An seinem Hemd und seiner Hose waren Fäden gezogen, als ob er irgendwo an dornigem Gestrüpp hängengeblieben wäre. Ein Blick in den Innenspiegel ließ das Grauen in ihm aufsteigen.

Mitten auf der Stirn prangte ein ovaler Abdruck, der noch jetzt wie Feuer wirkte. Deutlich waren die Abdrücke der kleinen Zähne zu sehen, die sich gleichmäßig wie Perlen an einer Schnur aufreihten.

Der Abdruck des halbgeöffneten Mundes der Danielle de Barteaulieé!

*

Frandon saß auf seinem Platz, als wäre alles Leben aus seinem Körper gewichen.

Das gab es doch nicht!

Er konnte sich an jede Einzelheit seines Traums erinnern… Traum? Bekam man im Traum staubige Schuhe? Riß man sich im Traum die Kleidung an dornigem Gestrüpp auf? Trug man einen Abdruck von Zähnen davon, die einem im Traum auf die Stirn gepreßt wurden?

Hatte er so intensiv geträumt, daß er sich die Dinge so stark einbildete, daß er tatsächlich meinte, nur dort oben gewesen zu sein – und aus Einbildung nun auch seine schmutzigen Schuhe zum Beispiel sah?

Unsinn!

Er war ratlos und verwirrt.

Der Regen verging, und der Himmel klarte wieder auf.

Frandon blickte hoch zu dem unheimlichen Schloß. Der Abend dämmerte, und die untergehende Sonne warf goldrote Strahlen auf das alte, brüchige Gemäuer und verlieh der Ruine eine ganz eigenartige Atmosphäre.

Was war geschehen? Frandon prüfte seine Überlegungen ganz genau und erforschte sein Innerstes. War es irgendwann in seinem Leben schon mal zu einem ähnlichen Vorfall gekommen? War er ein Schlafwandler? War dieser Zustand möglicherweise durch seine Grübelei ausgelöst worden und warf er nun Traum und Wirklichkeit durcheinander? War er im halbwachen Zustand wirklich dort oben gewesen oder hatte er sich die Ereignisse im Schloß nur eingebildet und geträumt?

Das festzustellen war bestimmt das geringste.

Er brauchte nur auf das Kap zu steigen und nachzusehen, ob es den gut erhaltenen Wohntrakt wirklich gab.

Schon lag seine Rechte auf der Klinke. Er wollte die Tür nach außen stoßen. Aber dann unterließ er es. Es war schon zu spät. Er würde irgendwann dort oben ankommen, wenn die Dunkelheit schon

hereingebrochen war. Im Finstern aber würde es noch schwerer und gefährlicher sein, nach oben zu kommen. So verwarf er den Gedanken und entschloß sich, gleich morgen früh hierher zu kommen und nachzuprüfen, was ihn bedrückte.

Blaß und ernst fuhr er davon und machte sich ernsthaft Sorgen um seinen Gesundheitszustand.

*

Es bereitete ihm Mühe, die sturmumtoste Wüste zu durchqueren. Die zerklüfteten Felsdünen waren weiter entfernt, als es zunächst den Eindruck erweckt hatte.

Björn Hellmark blieb auch mehr als einmal stehen und lauschte dem Klagen und Heulen des Sturms, und er begann sich zu fragen, ob das ferne Schreien Wirklichkeit gewesen war oder ob er es sich lediglich eingebildet hatte?

Er lauschte.

Da war es wieder…

Er war beinahe sicher, daß die schwachen Hilferufe dort hinter jener Felsdüne herkamen, die die Form einer vielfach durchlöcherten Trompete hatte und seltsame ächzende und fauchende Geräusche von sich gab.

»Aaaaaaghhhh… aaaaaaoooohhh«, erscholl es fern und leise, und das Pfeifen des Sturms trug die zitternde Stimme mit sich.

Hellmark wollte sofort wissen, was dort los war. Er verdoppelte sich.

Sein Zweitkörper Macabros, der eine aus feinstofflicher Substanz bestehende Kopie seines Originalkörpers war, tauchte wie ein Geist hinter der trompetenförmigen Felsdüne auf. Damit entzog Macabros sich dem Blickfeld Hellmarks, doch Macabros' Sinne waren ständig mit denen Björns verbunden. Der Ätherkörper, der sich in nichts von dem aus Fleisch und Blut unterschied, wurde durch die geistige Energie Hellmarks aufrechterhalten. Was Macabros sah und wahrnahm, empfing auch Björn Hellmark wie eine geistige Botschaft im gleichen Augenblick.

Macabros stand auf einer kleinen schiefergrauen Anhöhe und sah im Tal zwischen den Felsdünen eine im Grau des Himmels und des Sandes liegendes Schlachtfeld. Tausende von niedergemachten Soldaten die dunkelblaue Kampfhemden trugen. Darüber ein engmaschiges Kettenhemd mit breiten Schulterstücken. Die Toten waren ausschließlich mit langen schmalen Schwertern, Pfeil und Bogen bewaffnet und mit dornenbewehrten Kugeln, die an den breiten Ledergürteln hingen und Ähnlichkeit mit verkleinerten Morgensternen besaßen.

Das Schlachtfeld war übersät mit Leichen. Der Sand war blutbesudelt, und der Wind, der hier weniger stark blies als jenseits der dicht stehenden Felsdünen, strich klagend und wimmernd über das Heer der Toten, als sänge er sein Totenlied.

Minutenlang stand Macabros wie erstarrt, und nur die klaren blauen Augen in dem sonnengebräunten männlichen Gesicht schienen zu leben.

Was war hier geschehen? Wer waren die Fremden?

Er ging neben einem der Toten in die Hocke. Der Soldat trug weder Schwert noch andere erkennbare Waffen bei sich. Seine Rechte umklammerte eine hellgrundige Fahne mit einer goldfarbenen Borde. In der Mitte der Fahne war eine große sich öffnende, blauschillernde Blüte dargestellt, die an eine überdimensionale Lilie erinnerte. Aus der Blüte ragten zwei menschliche Hände, die sich wie die Blüte öffneten. Symbolisch waren hier zwei gebende Hände dargestellt. Es konnte aber auch so zu verstehen sein, daß sie eine Gebetshaltung ausdrückten.

Der fremde Kämpfer war durch einen dicken, zugespitzten Dorn ums Leben gekommen, der mit äußerster Wucht abgefeuert worden zu sein schien und ihm mitten ins Herz gedrungen war.

Der Mann besaß eine hellgrüne Körperhaut, und als Macabros jetzt zufällig an die Schulter des Toten stieß, fiel dessen Kopf schlaff zur Seite.

Hinter kantigen Wangen lagen eng und flach die Ohren an. Hier befand sich eine dünne, durchscheinende Haut, und Macabros entdeckte die Ansätze von Kiemen. Dieses Volk stammte aus dem Meer. Die Männer, die hier lagen, waren einst Kiemenatmer gewesen.

Er blickte sich auf dem Schlachtfeld um. Von hier war der Hilferuf gekommen. Waren diese Männer hier nicht alle tot? Lebten vielleicht noch einige und waren nach dem Kampfgetümmel von ihren Kameraden im Stich gelassen worden?

Zu diesen Fragen kamen andere, die er nicht beantworten konnte. Er fand es merkwürdig, daß nur die Angehörigen einer Armee hier lagen. Wenn hier eine Schlacht stattgefunden hatte – und alles sprach dafür, daß es so war –, dann konnte doch nicht die eine Seite derartige Verluste erlitten und die andere überhaupt keine haben.

War diese Armee in einen Hinterhalt geraten und bis auf den letzten Mann niedergemacht worden?

Nur eine solche Möglichkeit würde das Bild erklären, das er jetzt zu sehen bekam.

»Aaaghh… aaaooohh…«

Da war der langgezogene Schrei wieder. Diesmal ganz nahe!

Macabros wirbelte herum.

Halb aufgerichtet, nur eine Steinwurfweite von ihm entfernt, saß

halb schräg gegen eine der dunklen Dünen gelehnt einer der blaugekleideten Soldaten und hielt einen flachen Gegenstand an die Lippen gepreßt. Aus diesem Gegenstand kam der langgezogene Hilferuf.

Macabros war sofort bei dem Fremden und tauchte wie aus dem Boden gewachsen neben ihm auf.

Der Fremde blickte zu ihm auf und sah ihn aus verschleierten Augen an. Die Augen hatten wie die Haut eine grünliche Färbung.

»Wer… bist du?« fragte der Kämpfer in dem blauen Hemd matt. Er war sehr schwach. Während er sprach, versuchte er das flache, elfenbeinfarbene Etwas in die Nähe seiner Lippen zu bringen, und als es ihm endlich gelang, vernahm Macabros die Stimme ungleich lauter als zuvor. Da begriff er, daß dar Fremde eine Art Verstärker an den Mund preßte. Sein leises, rufendes Krächzen wäre kaum zu vernehmen gewesen, aber mit diesem Hilfsmittel wurde er sogar in die Lage versetzt, unter Umständen die Lautstärke des Windes zu übertönen.

»Ich heiße Björn…«

»Bjoorn?«

Er konnte den Namen nicht richtig aussprechen.

Der Mann atmete schwer. Macabros entdeckte mehrere kleine Verletzungen an den Armen und am Brustkorb. Auf der Höhe seines Herzens war eine Plakette befestigt, die ein geheimnisvolles Symbol trug, das Macabros nicht zu deuten vermochte.

Die Plakette war eingedrückt und wies mehrere Haarrisse auf.

»Ich bin… Ogh.«

Es verwunderte Macabros nicht, daß hier in dieser fremden Dimension eine Verständigungsmöglichkeit zwischen ihm und dem anderen bestand. Macabros sprach deutsch, aber in den Ohren seines Gegenüber mußten sich die Laute sinngemäß in die Worte jener Sprache umwandeln, die hier üblich war. Und umgekehrt war es das gleiche. Er dachte nicht darüber nach. Aus zahlreichen Abenteuern und Begegnungen in der Vergangenheit war ihm vertraut, daß in anderen Dimensionen andere Gesetze herrschten, die ein dreidimensional denkendes Hirn nicht unbedingt begreifen konnte.

»Wo kommst du her, Bjoorn? Ich habe nie… einen Menschen deiner Art… hier gesehen.«

»Ich komme aus… einem fremden, fernen Land«, sagte Macabros schnell, in der Hoffnung, daß Ogh sich damit zufriedengab.

»Ein Land, das ich nicht kenne? Wie – heißt es?«

Er wich aus. »Was ist hier passiert, Ogh? Die Männer, die tot hier im Tal liegen, sind Angehörige deines Volkes. Wer waren eure Feinde?«

»Die Tzschizz… Sie waren es nicht nur… sie sind es noch immer. Solange unser Volk existiert, gibt es die Tzschizz… immer wieder

überfallen sie uns, immer wieder zwingen sie uns zum Kampf. Endlich hatten wir gehofft, jenen Ort gefunden zu haben, wo sie groß gezogen werden, wo sie ihre fürchterlichen Waffen herstellen, die sie mit einer unglaublichen Gewandtheit zu führen verstehen… aber wieder hat man uns getäuscht. Wir sahen eine Stadt, wo es keine gab. Und ehe wir uns versahen, waren wir umzingelt. Wir hatten… keine Chance. Alle Freunde sind tot…, daß ich noch hier liege ist ein Irrtum… die entkommen konnten, haben die Verwundeten mitgenommen. Wir nehmen sie immer mit. Wenn sie zurückbleiben verspeisen die Tzschizz sie. Sie sind – Kannibalen.«

*

Er mußte sich unterbrechen. Seine Stimme war zuletzt kaum noch zu verstehen gewesen.

Macabros bettete ihn so gut es ging ein wenig höher, indem er den feinkörnigen Sand hochschob und unter Schultern und Kopf des Verletzten sammelte.

Er öffnete das Kettenhemd und riß das darunter befindliche blaue Hemd auseinander, um die Wunde näher zu begutachten, die er auf der Brust vermutete, wo Ogh immer wieder seine Hand hinführte und sie dagegen preßte.

Genau auf der Höhe des Herzens fand er eine große, blutunterlaufene Stelle, aber keine Wunde.

»Ich hatte noch… mal Glück«, fuhr Ogh fort. »Das Amulett… es hat mir das Leben gerettet. Ich habe es Silay zu verdanken… sie hat es mir mitgegeben, als ich in den Kampf zog… der Pfeil ist abgeprallt. Die Wucht des Aufschlags war jedoch so groß, daß ich ohnmächtig wurde. Als der Kampf vorüber war und man in aller Eile die Verwundeten in Sicherheit brachte, muß man mich für tot gehalten haben. Als ich zu mir kam… lag das Schlachtfeld vor mir, übersät mit Toten. Ich nahm sofort mein Rufhorn an die Lippen, in der Hoffnung, daß die Gefährten mich noch hören würden. Aber ich muß wohl sehr lange ohne Bewußtsein gewesen sein, und so waren sie schon weit weg. Und sie werden auch nicht mehr zurückkomme. Wie ich sehe, sind sämtliche Reittiere nachgefolgt.«

»Ich werde dich zurückbringen, Ogh. Sag mir, in welche Richtung wir gehen müssen…«

Ogh sah den blonden Mann aus großen Augen an.

»Zu Fuß durch das Reich der Tzschizz – das ist Selbstmord, Bjoorn. Die Zeit der Kampftage sind angebrochen. Die lange Nacht steht vor der Tür, die Nacht der Hexendrachen. Wer sich dann noch in diesem Teil des Landes aufhält, der wird vergehen wie Wachs unter der Sonne.«

»Die Nacht der Hexendrachen? Was ist das, Ogh?«

»Ich weiß es nicht. Niemand weiß es. Keiner von uns hat die Nacht

je hier verlebt. Wir ziehen uns zurück in unsere Verstecke, um die Nacht zu überstehen, in denen die Hexendrachen ihr Fest feiern. Neugierige, die es gewagt haben, einen Blick auf den Tanzplatz zu werfen, hat man nie wieder gesehen. Der Sturm kündigt die Nacht an. Sobald die Felsen nicht mehr klagen, wird das Fest beginnen.«

»Dann werden wir gehen«, sagte Macabros.

»Der Weg ist weit. Ich bin noch sehr schwach. Ich schäme mich deswegen. Meine Verwundung ist minimal, und doch bin ich schwach wie ein Kind. Ich habe das Gefühl… als hätte mein Herz lange Zeit ausgesetzt und würde erst jetzt wieder anfangen, langsam die verlorene Kraft in den Körper zurückzupumpen.«

Es war eine eigenartige Bemerkung, die Ogh da machte. Aber Macabros sagte nichts darauf. Fremde Länder, fremde Sitten, fremde Körper, fremde organische Abläufe.

»Es gibt unter Umständen einen anderen Weg, der dich zurückbringt und deine Kraft schont, Ogh…«

Da sah er, wie es in den Augen des fremden Kriegers aufblitzte.

»Achtung, Bjoorn!« schrie er. Im gleichen Augenblick mobilisierte er alle Kräfte, die ihm noch zur Verfügung standen. Wie von unsichtbaren Fäden emporgerissen, kamen seine Beine in die Höhe. Er wollte Macabros einen Tritt versetzen, um ihn zu Boden zu schleudern.

Doch Macabros wirbelte herum.

Im gleichen Augenblick machte er einen schnellen Schritt nach vorn, so daß ihn Oghs Beine verfehlten.

Macabros sah sich drei Gegnern gegenüber. Der eine schoß sofort.

Auf einer armbrustähnlichen Waffe saß ein dicker kurzer Pfeil, der aus weißem Stahl gearbeitet schien.

Das Projektil zischte durch die Luft und jagte Macabros mitten ins Herz.

*

Ogh schrie vor Entsetzen auf.

Macabros trat einen Schritt zurück, er taumelte nicht mal.

Da trat ungläubiges Erstaunen in die Augen des verletzten Ogh.

Der Pfeil zeigte überhaupt keine Wirkung! Macabros stürzte nach vorn und wirbelte die Gegner auseinander. Jetzt, da er sie vor sich sah, wußte er, wie die Feinde aussahen, die Oghs Volk das Leben zur Hölle machte. Hier in dieser Dimension in einem fremden Land fand ein erbitterter Kampf zwischen Mensch und Halbintelligenz statt, und es sah beinahe so aus, als ob die Halbintelligenz den Sieg davontrug.

Die Tzschizz waren keine Menschen. Auf stämmigen, elastischen grünen Beinen mit klauenbewehrten Füßen saß der schlanke, wendige

Leib eines Drachen mit schrägliegenden, bernsteingelben Augen und einem langen, scharfkantigen Kamm, der hinter den spitzen Ohren begann und sich bis in den kräftigen Schwanz fortsetzte. Die Wucht, mit der die Tzschizz ihren Schwanz einsetzten, war enorm. Nun begriff Macabros, weshalb er soviele Krieger gesehen hatte, die sich das Genick gebrochen hatten, an denen er sonst keine weitere Verletzung feststellte.

Ein Hieb mit diesem Schwanz konnte einem erwachsenen Mann das Rückgrat brechen.

Die drei großen Echsen bewegten sich mit einer Schnelligkeit, die sie zu gefährlichen Gegnern machte.

Hinzu kamen die lederartigen, bizarren Schwingen, die sie unabhängig vom Boden machten. Die Tzschizz konnten auch von der Luft aus angreifen. Ehe Macabros sich versah, erhoben sich zwei der Gegner und schwirrten ihm um den Kopf. Der dritte lud die kurze Waffe neu durch. Die Arme, die unterhalb der Flügel auf der Vorderseite des Körpers wuchsen, waren teleskopartig aus- und einziehbar. Manchmal sah man nur zwei kurze dicke Stummel, die wie Beulen aussahen, dann stießen plötzlich zwei lange Arme nach vorn und zogen die Waffe durch. Mit ungeheurer Treffsicherheit trafen die weißen Pfeile. Egal, wie Macabros auch stand, die Tzschizz reagierten so schnell, daß sie ihn immer von der Vorderseite, vom Herz her angriffen.

Dar zweite Pfeil traf ihn und kannte ihn wiederum nicht fällen, obwohl allen Gesetzen der Logik nach sein Herz durchbohrt worden war.

Doch Macabros besaß keine Organe, er bestand nicht aus Fleisch und Blut. Die beiden Pfeile steckten dicht nebeneinander in einer hellen, plasmaähnlichen Substanz.

Die Tzschizz kämpften gegen ein Phantom.

Ogh aber war keines. Und der wurde jetzt von der Luft angegriffen.

Macabros, der einen der Hexendrachen gegen den Fels geschleudert hatte, sah sich veranlaßt, seine Taktik zu ändern.

Er sah, wie Ogh nach einem der hellgrundigen Schilde griff, die in unmittelbarer Nähe lagen und die gefallene Krieger verloren hatten. Mit letzter Kraft riß er einen an sich und tastete auch noch nach dem Schwert an seiner Seite, um dem Angreifer einen Hieb zu versetzen.

Macabros begriff, weshalb diese Menschen überhaupt keine Chance hatten, gegen die wendigen Tzschizz etwas auszurichten. Ogh war zwar verletzt, aber die Art und Weise, wie er das Schwert nahm, wie er den Schild hielt, zeigte daß er überhaupt keine Ahnung vom Kämpfen hatte! Er verhielt sich viel zu ungeschickt, war viel zu langsam.

Eine Rasse, die sich schon seit Generationen im Krieg befand, war

völlig unerfahren in der Handhabung der Waffen, die sie herstellte.

Ogh war verloren, wenn der Hexendrache sich auf ihn stürzte.

Macabros flog wie ein Pfeil durch die Luft. Er sprang genau zwischen Ogh und den Tzschizz und versetzte dem Angreifer einen Stoß, daß der zurückflog, als hätte ein Dampfhammer ihn getroffen.

Daran überstürzten sich die Dinge.

Die seltsam zerklüfteten Felsdünen waren Höhlen, aus denen nun zahllose Tzschizzs drangen. Die Felsdünen waren Behausungen.

Die Hexendrachen umringten Macabros im Nu. Am Ende der Schlucht tauchte im gleichen Augenblick Björn Hellmark auf, wurde von den Tzschizz wahrgenommen, und sie stürzten auf den bewaffneten Fremden, wobei die schmalen Schlangenköpfe lauernd nach vorn gestreckt und die dolchartigen Fangzähne entblößt waren.

Die Luft war erfüllt vom Flügelrauschen der Drachen, als sie Hellmark entgegenjagten.

Der Mann kämpfte verbissen mit dem Schwert, während er mit seinem Doppelkörper gleichzeitig Oghs Leben verteidigte.

Macabros wirbelte wie ein Blitz zwischen den Hexendrachen hin und her, um zu verhindern, daß sich einer der Gegner auf den Hilflosen stürzen und ihm den Garaus machen konnte.

Hellmark wehrte mit dem Schwert die Angreifer ab, die wie die Pilze aus dem Boden schossen, aus allen Löchern krochen und ihn von allen Seiten angriffen. Mit dem Schwert schlug er manche Bresche in die Reihen der Gegner, die wie wilde, fauchende Tiere heranstürzten, die keine Pfeile mehr abschossen, weil sie befürchten mußten, Angehörige der eigenen Rasse zu gefährden. Das wiederum aber zeigte, daß sie über den Tierzustand schon hinausgekommen waren und bestimmte Gefahren richtig einschätzten. Auch die Tatsache, daß sie mit Pfeil und Bogen umgehen konnten, bewies, daß sie auf einer höheren Entwicklungsstufe angelangt waren. Unwillkürlich verglich Hellmark diese Drachengeschöpfe mit den Menschen der Steinzeit.

Drachen, die Intelligenz entwickelt hatten und den höher stehenden Intelligenzen auf dieser Welt oder in diesem Land die Vorherrschaft streitig machten? So mußte es wohl sein.

Weiterführende Gedanken konnte er sich darüber nicht machen. Es geschah etwas, von dem er später nicht mehr zu sagen vermochte, aus welchem Grund es aufgetreten war. Aber einen Verdacht hatte er: es wurde ebenfalls durch die Halbintelligenzen ausgelöst.

Er nahm aus den Augenwinkeln heraus wahr, wie mehrere der Hexendrachen einen Kreis bildeten, wie plötzlich seltsame Geräusche die Luft durchwehten. Einige der drachenartigen Wesen standen wie zu Stein erstarrt.

Sie führten eine fremdartige und wirkungsvolle magische Beschwörung durch.

Ein Ruck ging durch seinen Körper, als ob aus dem Unsichtbaren heraus ein gewaltiger Schlag ihn träfe.

Die geistige Verbindung zu seinem Doppelkörper brach ab, eisige Kälte strömte durch seinen Leib, und er fühlte sich im nächsten Moment außerstande, das Schwert zu heben.

Der Zustand dauerte nur Bruchteile von Sekunden, aber das reichte seinen Gegnern, das Blatt zu ihren Gunsten zu wenden. Und in der gleichen Sekunde, da er hilflos wie ein Neugeborenes war, begriff er auch, wie es möglich war, daß das Schlachtfeld hier von Kämpfern aus dem Volke Oghs übersät war, während von den Tzschizz nicht ein einziger Schaden davongetragen hatte.

Die Tzschizz besaßen eine geheimnisvolle Kraft, die sie einsetzten. Sie konnten für kurze Zeit ihre Gegner bewegungsunfähig machen. Dieser Moment genügte ihnen, über sie herzufallen.

Alle Soldaten, die mit Ogh hierher gekommen waren, wurden im gleichen Augenblick hilflos – und starben.

Mit diesem Gedanken an diesen ungeheuerlichen Vorgang trat auch Hellmark ab.

Etwas knallte ihm auf den Schädel. Es wurde schlagartig Nacht um ihn, und er fiel wie ein nasser Sack nach vorn.

*

Wie lange er bewußtlos war, konnte er später nicht mehr sagen.

Als er die Augen aufschlug, dauerte es geraume Zeit, ehe er überhaupt begriff, was sich ereignet hatte.

Im ersten Moment glaubte er zu träumen, in einer Blockhütte auf Marlos zu liegen… aber dann flutete die Gewißheit wie ein Lavastrom durch seine Adern.

Er war durch den Spiegel in eine fremde Dimension eingedrungen und hielt sich, nun in einem Land auf, dessen Bewohner er nicht kannte und von deren Lebensart er nichts wußte. Er war durch einen unbegreiflichen, magisch ausgelösten Lähmungsvorgang in die Hände der Hexendrachen, in die Hände der Tzschizz gefallen.

Er lag auf einer rauhen Unterlage, die entfernt an eine Matratze erinnerte und aus groben Fasern bestand.

Er befand sich in einer winzigen Zelle, die grau, feucht und dunkel war. Ein kleines, rundes Loch, das man kaum als ein Fenster bezeichnen konnte, aber in der Tat, eines war, befand sich in Augenhöhe der vergitterten Tür gegenüber.

Hellmark richtete sich auf und fühlte sich noch immer schwach und benommen, als hätte man ihm eine Droge eingeflößt, während er nicht bei Bewußtsein war.

Seine Lippen bildeten einen schmalen, harten Strich in seinem

angespannten Gesicht, als er mechanisch nach dem Beutel an seiner Seite tastete. Er war verschwunden. Doch das Schwert hatte man ihm gelassen!

Welch eine Merkwürdigkeit!

Er wiegte es in seiner Hand und erschrak. Diese Waffe, die in weiser Voraussicht für seine Hand geschmiedet wurde und die nur er mit jener Leichtigkeit führen konnte, die den erfahrenen Kämpfer auszeichnet, war ungleich viel schwerer, als er es je empfunden hatte.

Scharf zog Hellmark die Luft durch die Nase und versuchte das Schwert des Toten Gottes schwungvoll emporzuziehen. Er hatte das Gefühl, es nie zuvor in der Hand gehalten zu haben.

Es bereitete ihm Mühe, es durch die Luft zu ziehen. Er war schwach und ausgelaugt.

Was hatte man mit ihm gemacht?

Er begab sich zu der Gittertür und warf einen Blick auf den trüben Gewölbegang, in dem sich neben ihm und auch ihm gegenüber weitere Zellen befanden. Diese Verliese waren leer.

Er mußte an Ogh denken. Was war aus ihm geworden?

War er in Gefangenschaft geraten wie er – oder hatte man ihn als Todfeind kurzerhand ins Jenseits befördert?

Dann fiel ihm siedendheiß etwas ein, was Ogh gesagt hatte.

Die mit dem Leben davonkamen, wurden von den Tzschizz nicht getötet, sondern als Speise verwendet!

Der Gedanke daran erfüllte ihn mit Ekel und Widerwillen, und er mußte sich erst vor Augen halten, daß er es bei der Rasse der Tzschizz mit Halbwilden zu tun hatte, die man möglicherweise für ihr Verhalten gar nicht verantwortlich machen konnte. Andererseits aber verfügten sie ganz offensichtlich über geistige Waffen, die sie von Fall zu Fall einsetzten. Unbewußt oder bewußt? Woher bezogen sie diese Kräfte?

Zu viele Dinge gingen ihm durch den Sinn, doch alles Nachdenken hatte keinen Wert. Er wußte kaum etwas über diese Welt. Al Nafuur war sehr zurückhaltend mit seinen Angaben gewesen. Offenbar, weil auch er kaum unterrichtet war.

Irgendwo in dieser fremden Welt befand sich Tschinandoah – die geheimnisvolle Stadt. Dorthin mußte er. Wie sollte er das aber schaffen, wenn er hier im Verlies der Hexendrachen festsaß und dem Ruf des Südsterns nicht folgen konnte?

Hellmark konzentrierte sich auf seine Fähigkeit der Verdoppelung seines Körpers. Wieder mußte er mit Schrecken eine neue Erfahrung machen. Er konnte sich nicht verdoppeln, um nachzusehen, wo sich die Verliese genau befanden, wie das Reich dar Tzschizz aufgebaut war, wo die Tzschizz sich befanden und welche Schwächen es hier in der Organisation oder dem Aufbau des Gefängnisses gab.

Er mußte eine Möglichkeit zur Flucht finden!

Dar Gedanke ließ ihm keine Ruhe daß sich hier etwas über seinem Kopf zusammenbraute, das die Gefahr mit jeder Sekunde, die verstrich, nur noch vergrößerte.

Er warf einen Blick durch das kleine runde Loch und sah draußen in einem geisterhaft grünen Zwielicht das weite Oval einer leeren und zyklopenhaften Arena.

Er ließ den Blick vorbeiwandern an den steinernen Bänken, die in dichten Reihen neben- und hintereinander lagen. In dem Oval der Arena gab es drei große Tore, die wie Tunneleingänge wirkten.

Über dem mittleren Tunneleingang befand sich unter einem dunklen, weitgespannten Baldachin ein Thronsitz, der mit flatternden Fahnen abgesteckt war. Von dort draußen drang nicht das leiseste Geräusch in die Zelle. Auch das heftige Heulen und Pfeifen des Sturmes, das er noch in den Ohren hatte, fehlte hier völlig.

Er sah keinen richtigen Himmel, keine Wolke, erst recht keinen Stern, obwohl es doch dunkel war.

Befand er sich unter der Erde?

Ein Geräusch im Gang ließ ihn herumfahren.

An der Gittertür tauchten zwei Hexendrachen auf. Der eine schob einen Blechnapf durch das Gitterwerk und starrte ihn aus glühenden Augen an.

Hellmark umfaßte sein Schwert fester. Die beiden Tzschizz zeigten sich unbeeindruckt.

»Warum haltet ihr mich hier fest?« fragte Hellmark mit belegter Stimme.

»Du bist nicht wie die Gaafhs«, sagte eine gutturale Stimme, und Hellmark blickte sich nach allen Seiten um, ehe er bemerkte, daß die Stimme aus dem Schlangenmaul eines Hexendrachen gekommen war. »Dennoch hast du dich mit ihnen abgegeben. Du kommst aus einer anderen Welt, von der wir nichts wissen. Tuur, unser Herrscher, wird bald mehr von dir wissen wollen. Doch die Nacht der Nächte steht bevor, und alle sind mit den Vorbereitungen befaßt. Die Nacht wird eingeleitet mit dem großen Kampf all der Gaafhs, die wir darauf vorbereitet haben und die büßen werden für ihre Frechheit, daß sie in unser Land eingebrochen sind.«

Aus Oghs Mund hatte das alles ganz anders geklungen.

Aus der Sicht der Tzschizz waren die Gaafhs, womit wohl Oghs Rasse gemeint war, die Bösewichter.

»Ich habe mit den Gaafhs nichts zu tun. Ich bin zufällig in das Gebiet der Schlacht geraten.«

Ein heiseres Fauchen kam aus dem Schlangenrachen des Sprechers. »Was du mit ihnen zu tun hast, wird der Kampf beweisen.«

»Was für ein Kampf?«

»Du wirst es noch früh genug erfahren. Dort, der Napf enthält Speise. Es wird gut sein, wenn du genügend davon ißt. Du wirst noch eine schwere Nacht vor dir haben. Stärke dich!« Mit einem spöttischen Lachen zogen die beiden Hexendrachen sich zurück, und Björn war um eine Erfahrung reicher: sie konnten sprechen. Demnach waren sie mehr als Halbintelligenzen, wie Ogh sie hingestellt hatte.

Hellmark nahm den Napf zur Hand, der auf dem Boden der Zelle stand.

Die Speise roch nicht übel. Björn spürte Hunger, aber innerlich wehrte er sich, etwas zu essen, das er nicht kannte.

Er kostete, in dem er kurzerhand einen Zeigefinger in die dicke Suppe steckte und vorsichtig daran leckte. Die Suppe schmeckte nach Gewürz und Fleisch, und Hellmarks Appetit wurde angeregt. Er ärgerte sich, daß es ihm schwer fiel, das so verlockend Duftende so unappetitlich aus einem Blechnapf zu löffeln. Doch nicht mal ein Löffel war dabei!

Er verspürte plötzlich einen Heißhunger, daß er nicht mehr an sich halten konnte, setzte den Napf an die Lippen und schlürfte die dicke Brühe und die Fleischbrocken. Er hatte das Gefühl, seit Tagen nichts gegessen zu haben.

Als er den Napf absetzte, vernahm er Schlürfen aus der Dämmerung. Er hielt den Atem an.

»Ogh?« fragte Björn leise.

»Bjoorn?« Es klang beinahe erleichtert. Die Stimme kam von links. Die Gitter waren so eng, daß es unmöglich war, den Kopf durchzustecken.

»Wie geht es dir, Ogh?«

»Ich fühle mich müde, Bjoorn… sehr müde…«

»Du mußt mir einiges erklären, Ogh.«

»Gern.«

»Was weißt du über die Nacht der Hexendrachen? Was passiert in dieser Nacht?«

»Weiß nicht, Bjoorn.«

Oghs Stimme klang sehr schläfrig, und auch Hellmark nahm beiläufig eine zunehmende Schwere in seinen Gliedern wahr. Aber er achtete nicht darauf. Er mußte mehr erfahren über das, was hier vorging. Vielleicht hatten sie doch eine Chance, es dann zu verhindern.

»Es ist die Nacht des Todes… das ist alles, was ich dir sagen kann, Bjoorn.«

»Wer ist Tuur?«

»Er ist der große Magier der Tzschizz. Seine Zauberkraft reicht für alle.«

Stille…

»Ogh?«

Er antwortete nicht mehr.

Hellmark zerdrückte einen Fluch zwischen den Zähnen und mußte dann selbst herzhaft gähnen. Das Verlangen zu schlafen, wurde immer größer in ihm.

Er mußte gegen die Schläfrigkeit ankämpfen.

»Das Essen«, murmelte er. »Es hängt mit dem Essen zusammen… verdammt, ich hätte es nicht…«

Mit unsicheren Schritten taumelte er durch die Zelle. Mehr durch Zufall kam er an das Fensterloch und starrte hinaus in die Arena – und da war es ihm, als würde sich drüben ganz in der Nähe des Baldachins etwas bewegen.

Er nahm schemenhaft die Umrisse eines hellen Lichtes wahr, aus dem sich eine Gestalt schälte.

Er mußte zweimal hinsehen, um zu glauben, was er da sah.

Da drüben… das war kein Gaafh, das war kein Tzschizz.

Ein Mensch?

Eine junge Frau mit schwarzem Haar und dem Körper einer schönen Göttin stand dort drüben, und ein dunkelroter Schleier wehte um ihren Leib, der durch den Stoff schimmerte.

Die Erscheinung war kürzer als ein Atemzug, und im nächsten Moment nicht mehr existent.

*

Harry Frandon war schon früh auf den Beinen.

Obwohl er die Nacht schlecht geschlafen und schlimme Träume hatte, stand er um fünf Uhr auf. Im Spiegel betrachtete er sich. Von dem Abdruck auf seiner Stirn sah man nicht mehr die geringste Spur.

Hatte er das mit Danielle de Barteaulieé auch nur geträumt?

Seine Schuhe waren sauber, die Fäden, die er sich an den Dornen gerissen hatte, ließen sich nicht mehr feststellen.

Alles Unsinn! Er hatte es doch gewußt. Seine Nerven hatten ihm gestern einen schönen Streich gespielt.

Diesmal frühstückte er in der kleinen Pension, in der er untergebracht war, und fuhr dann los.

Sein Ziel war nicht das Kap. Er wollte nach Perpignan. Er verbrachte die beiden nächsten Stunden damit, die Anschrift jenes Mannes ausfindig zu machen, der das Buch der Spukschlösser und Geisterburgen in Frankreich, Irland und England zusammengestellt hatte.

Maurice Lupec wohnte in einem kleinen gelben Haus neben einem Café direkt am Marktplatz. Mittelalterliche Stimmung. Schon saßen einige Männer draußen an den schmucklosen, weißen Metalltischen

und plauderten, tranken Kaffee oder Rotwein.

Es waren einfach gekleidete Leute, hauptsächlich ältere Menschen in zerschlissenen Hosen, abgetragenen Schuhen und ausgewaschenen Hemden.

Bei zwei grauhaarigen Alten am Tisch saß ein Mann mit auffallend schlohweißem Haar, der – leicht nach vorn gebeugt – sich auf einen weißen Stock stützte. Er trug am Ärmel seiner blaßgrünen Jacke eine gelbe Armbinde mit drei dicken schwarzen Punkten. Der Mann war blind.

Frandon achtete nicht weiter auf die Gruppe und ging auf das gelbe Haus zu. An der grünen Tür waren zwei Schilder befestigt. Das eine trug Lupecs Namen.

Er drückte den Klingelknopf.

Schon wenige Sekunden später stieß im Parterre eine ältere Frau, der man ansah, daß sie bessere Zeiten erlebt hatte, den verwitterten Fensterladen auf.

»Oui, Monsieur?« fragte sie einsilbig.

Sie wirkte nicht sehr freundlich und musterte den Engländer aufmerksam und mit einer gewissen Feindseligkeit. Offenbar hatte sie etwas gegen Fremde.

»Ich bin Harry Frandon. Zeichner und Grafiker von Beruf und kenne eines der Bücher von Monsieur Lupec. Ich hätte ihn gern in einer speziellen Sache gesprochen.«

»Das können Sie haben. Da drüben am Tisch, da sitzt er.«

Die Alte, die das Haar mit einem blauweiß gepunkteten Band zusammenhielt, das eher einer Zwanzigjährigen stand, deutete mit spitzem Finger zu dem Tisch des Straßencafés. »Der mit dem weißen Haar, der Blinde – das ist Monsieur Lupec.«

Frandon war etwas irritiert, daß Lupec blind war, davon hatte er keine Ahnung. Lupec hatte die Schlösser und Burgen, von denen er schrieb, selbst besucht und aus eigenem Erleben heraus geschildert. Nun, das lag mehr als dreißig Jahre zurück. Damals hatte er, Frandon, noch nicht mal gelebt. In dreißig Jahren konnte manches passieren.

Der Engländer steuerte direkt auf den Tisch zu und sprach den Franzosen an.

»Monsieur Lupec?«

»Ja, der bin ich. Was kann ich für Sie tun, junger Mann?«

Frandon konnte seine Überraschung schlecht verbergen. »Woher wissen Sie…«

»Daß Sie jung sind? Ich kann zwar mit meinen Augen nichts mehr anfangen, dafür höre ich um so besser. Das höre ich Ihrer Stimme an…«

Harry Frandon fragte, ob er kurz am Tisch Platz nehmen könne. Er hätte einige Fragen auf dem Herzen, die eines der Lupec-Bücher

betrafen.

»Na, dann schießen Sie mal los…«

Als er jedoch den Titel des Buches nannte, sah er, wie Lupecs Miene sich verfinsterte. Zwischen den beiden braunen Brillengläsern entstand über der Nasenwurzel eine steile Falte.

»Ja, was ist damit?«

»Ich habe die Absicht, Ihre Arbeit wieder aufzunehmen und zu ergänzen. Durch Hinweise, die Ihnen seinerzeit offenbar nicht vertraut waren oder die Sie absichtlich unterließen. Viele Lücken weist besonders der Bericht über das Schloß des Comte de Noir auf…«

Lupec zuckte zusammen. »Nennen Sie diesen Namen nicht!« stieß er hervor.

»Sie fürchten sich davor?«

»Ja. Und auch Sie sollten es tun.«

»Das verstehe ich nicht…«

»Was ist daran so schwer zu begreifen, junger Mann?« Lupecs Stimme klang rauh und seine Hände zitterten stärker als vorher. »Ich habe das Schloß des Comte in meine Sammlung aufgenommen und es erwähnt. Der Vollständigkeit halber. Aber ich habe die Geschichte des Schlosses weniger interessant gemacht, als sie möglicherweise ist.«

»Damit haben Sie mich neugierig gemacht.«

»Dann vergessen Sie diese Neugierde ganz schnell wieder. Auch ich war mal jung und neugierig. Ich wollte, ich wäre es nie gewesen.«

Die anderen Franzosen, die mit ihnen am Tisch saßen, wurden auf das Gespräch aufmerksam.

Lupec sagte: »Ich glaube, es ist besser, wenn wir unsere Unterredung in Englisch fortsetzen, Monsieur. Ich hoffe, mich einiger Vokabel noch zu erinnern. Ich bin zwar alt, mehr oder weniger verkalkt, aber was man mal gründlich gelernt hat, das sollte man eigentlich sein ganzes Leben lang nicht mehr vergessen.«

Frandon war angenehm überrascht und erfreut. Schon diese Sätze kamen flüssig und fast akzentfrei in Englisch über die Lippen des alten Mannes.

»Was interessiert Sie besonders am Schloß des Comte?«

»Danielle de Barteaulieé und die Geschichten, die sich um sie ranken, und das Leben der Nachkommen der Familie des Comte, in der es angeblich weitere Danielles gegeben haben soll.«

»Irrtum«, entgegnete Lupec scharf. »Nach dem Comte kam – nichts mehr.«

»Das kann nicht sein!« ereiferte Frandon sich, und im gleichen Augenblick standen frisch, farbig und lebhaft die Bilder vor seinem geistigen Auge, und wieder war es ihm, als hätte er jede Einzelheit erlebt. Dann tat er etwas, was er eigentlich nicht hatte tun wollen: er berichtete von seinem Aufstieg, von dem er nicht wußte, ob er nur

geträumt oder real war, aber davon sagte er dem Franzosen nichts.

Die Haut spannte sich wie altes, vergilbtes Pergament über die Backenknochen des Lauschenden.

»Sie haben – Danielle de Barteaulieé gesehen?« wisperte Maurice Lupec.

»Das nackte Mädchen auf der Wiese am Abhang des Kaps hat mich neugierig gemacht. Da habe ich mir zum ersten Mal gesagt: Dort oben lebt doch jemand. Und es hat gestimmt.«

Lupecs Rechte, die die ganze Zeit nervös am Glas entlanggestrichen war, kam in die Höhe, und er fuhr sich mit einer fahrigen Bewegung über sein Gesicht.

»Nein, dort oben lebt niemand. Und wenn ich Ihnen das sage, können Sie mir das glauben. Was Sie gesehen haben, das war ihr Geist, der Geist einer Hexe.«

Er sagte das mit einer solchen Bestimmtheit, daß es Frandon eiskalt über den Rücken lief.

»Ich sage Ihnen die Wahrheit, Monsieur. Die wollen Sie doch hören, deshalb sind Sie doch gekommen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Na, sehen Sie. – Der Comte de Noir befaßte sich mit dem Studium mystischer Schriften. So weit ich durch mein Interesse an den Vorfällen jener Zeit auf Grund gestoßen bin, soll er eine Abschrift jenes einmaligen und gefährlichen Buches der Totenpriester besessen haben. Die Abschrift selbst war schon mehr als viertausend Jahre alt, als sie in seinen Besitz gelangte. Der Comte soll mit Hilfe rätselhafter und nur ihm bekannter Riten in die Lage versetzt worden zu sein. Reiche und Welten in anderen Dimensionen aufzusuchen. Er soll mit Geistern und Dämonen und dem Teufel selbst gesprochen haben. Molochos, ein Priester der sich mit ähnlichen okkulten Dingen in einer noch ferneren Zeit befaßte, soll als einziger das Buch der Totenpriester Wort für Wort auswendig gekannt haben, und dies hat seinen Aufstieg zum Dämonenfürsten ermöglicht. Der Comte de Noir scheint ähnlichen Ehrgeiz besessen zu haben. Er brachte Molochos und dessen Dienern Menschenopfer dar. Auf dem Schloß des Comte verschwanden Kaufleute, rechtschaffene Bürger, Bauern und Reisende, die dort um Quartier nachsuchten. Der Comte wurde schließlich der Hexerei angeklagt, aber es gab niemand, der es gewagt hätte, das Urteil zu vollstrecken. Seine Macht reichte weiter als der Arm des Gesetzes, das Menschen sich gegeben hatten. Der Comte war der Macht der Finsternis, der er diente, treu ergeben, um nicht zu sagen: ihr mit Haut und Haaren verfallen. Seine Einstellung zu diesen Dingen muß sich geändert haben, als eine Frau auf das Schloß kam, eine Comtesse aus Paris, deren Kutsche unterhalb des Kaps einen Achsenbruch erlitten hatte. Der Comte bot ihr Quartier an und

verliebte sich in sie. Sie blieb auf dem Schloß und gebar ihm ein Kind, eine Tochter, von deren Schönheit der Comte so angetan war, daß er nur einen Wunsch hatte: die Jugend und Schönheit seiner Tochter so zu erhalten wie sie an jenem Tag war, als sie zwanzig wurde.

Er hatte die Macht dazu, er war ein Hexenmeister. Aber er mußte zwei Bedingungen erfüllen: er mußte seine Tochter in die Dinge einweihen, und er mußte sie dazu bringen, eine Hexe zu werden. Ein Dämon forderte die Schöne zur Frau. Der Comte war mit der ersten Bedingung einverstanden, auf die zweite ging er nur zum Schein ein. Er wollte seiner Tochter Jugend und Schönheit auf ewig erhalten, aber er wollte nicht, daß sie diese Schönheit für einen Dämon vergeudete, sondern für die Männer dieser Welt, die ihr zu Füßen liegen würden. Er überlistete seine Vertragspartner. Er gab ein Fest. Es heißt daß bei diesem Fest unheimliche Geschöpfe aus allen Bereichen der Hölle anwesend gewesen wären und feuerspeiende Drachen und Schlangen, die sich wie Menschen auf zwei Beinen bewegten, die Tänzer und Gesprächspartner der schönen Danielle de Barteaulieé gewesen seien. In jener Nacht hätte man sie in alle Sparten der Hexenkunst eingeweiht. Jeder hätte sein Scherflein dazu beigetragen. Dann ließ der Comte die Bombe platzen. Alle, die aus der Finsternis gekommen waren, fielen einem Bannfluch zum Opfer. Der Comte erwies sich als Verräter. Er glaubte, so fest im Sattel zu sitzen, um diejenigen, die ihn einst die ersten Schritte im Reich der Schwarzen Magie und der Hexenkunst lehrten, zu überlisten. Er wollte zeigen, daß er nun der Meister war. Er konnte alle Besucher der Jenseitswelt spurlos verschwinden lassen, bis auf einen, der sich rechtzeitig absetzen konnte. Er erstattete Bericht, und damit lud der Comte de Noir den Fluch der Höchsten auf sich, der alle Dämonen ihr Leben verdanken: der wahnsinnigen Rha-Ta-N'my. Sie strebt nach der Herrschaft im Universum, in allen Zeiten und Räumen. Sie überwand die Barrieren, die der Comte sich errichtet hatte, und sie lud Danielle de Barteaulieé den Fluch auf, eine Hexe zu sein, jung und schön zu sein, nicht sterben zu können – und von ewiger Sehnsucht erfüllt zu sein, sowohl nach dem Freier aus dem Dämonenreich als auch nach den Männern dieser Welt. Ihr Geist erfüllt die morschen Mauern des Schlosses auch noch heute, und Menschen, ausschließlich Männer, um ganz genau zu sein, Monsieur – haben die schöne und faszinierende Danielle immer wieder in den vorgelagerten Schloßgärten nackt sonnenbaden sehen. Und sie wurden angelockt auf das Schloß hinaufzugehen und nachzusehen, wer dort wohl wohne…

Sie kamen nicht mehr zurück. In alter Zeit hieß es, die jungen Männer wären unter dem lieblichen Streicheln der schönen Hexe zu Drachen geworden. Ihre Sehnsucht, einen menschlichen Mann als Partner zu bekommen, würde nie in Erfüllung gehen. Wen sie berühre,

der würde zum Drachen, weil der Dämon, dem sie versprochen war, ein Drachenfürst gewesen sei – und sie, Danielle, sei die Fürstin der Hexendrachen einer Welt, die Sie und ich noch nicht gesehen haben, in die aber Danielle de Barteaulieé hin und wieder einen Blick werfen dürfe, um sich darüber zu informieren, wohin sie wirklich gehöre.

Die Welt der Menschen kann sie nur noch als Geist aufsuchen – in der Welt der Hexendrachen aber darf sie wirklich sein – wenn ein Mensch ihr die Möglichkeit verleiht, dorthin zu kommen. Einer, der sie mindestens zweimal gesehen habe, der vor Sehnsucht nach ihr vergehe und der die erste Begegnung mit ihr nicht mit dem Tod bezahle.«

Eine verrückte Geschichte! Ursprünglich lag Frandon die Bemerkung auf der Zunge. Doch seltsamerweise fand er nicht die Kraft, sie auszusprechen. Etwas hemmte ihn. War die Geschichte, die er geträumt oder in einem seltsam traumwandlerischen Zustand ganz und gar erlebt zu haben glaubt, nicht minder verrückt?

Lupecs zitternde Hand faßte zum Bügel der Blindenbrille, die er trug.

»Ich war auf dem Schloß, aber nur ein einziges Mal. Auch ich habe Danielle gesehen, das liegt dreißig Jahre zurück. Ich war damals vierunddreißig. Ich verging vor Sehnsucht, sie wiederzusehen, wie der Fluch es vorsieht. Doch ich wußte, was geschehen würde, wenn ich dem Lockruf nachgäbe. So habe ich selbst die Konsequenzen daraus gezogen…«

Und noch ehe die beiden letzten Worte verklungen waren, nahm er die dunkle Brille ab.

Frandon mußte an sich halten, um nicht laut aufzuschreien.

Wo andere Menschen ihre Augen hatten, befanden sich bei Maurice Lupec zwei tiefe, kaum vernarbte Löcher, die feucht und schleimig waren.

*

Er setzte die Brille sofort wieder auf.

»Wie… konnte das nur passieren?« fragte Frandon stockend.

Lupec lachte kurz und rauh. »Wie das passieren konnte, junger Mann? Das will ich Ihnen sagen. Ich selbst habe das so gewollt. Ich selbst habe mir meine Augen ausgestochen, um dem Wahnsinn zu entgehen, der sich ereignen würde, wenn ich Danielle ein zweites Mal sah. Der Schmerz, den ich dabei davontrug, war um ein vieles geringer als der, unter dem ich litt, sie unbedingt wiedersehen zu müssen. Sie hatten eine Frage an mich, Monsieur Frandon. Ich habe sie Ihnen so umfangreich wie möglich beantwortet. Was ich seinerzeit nicht geschrieben habe – Ihnen habe ich es jetzt erzählt. Sie haben Danielle

de Barteaulieé gesehen. Ich weiß, daß Sie sie wiedersehen wollen, daß Danielle Sie wiederum wiedersehen muß, um endlich hinüber zu können. Denn sie gehört bis jetzt weder in diese noch in die andere Welt. Rha-Ta-N'my hat sie zu einer Wanderin zwischen den Dimensionen gemacht. Kehren Sie um, solange noch Zeit dazu ist, solange der Ruf noch nicht übermächtig an Sie ergeht. Schleudern Sie meinen Rat nicht in den Wind. Der Fluch, der auf dem Schloß liegt, ist ernster zu nehmen, als Sie vielleicht denken mögen. Jahrhunderte ging alles gut. Aber Danielle de Barteaulieé hat offenbar in diesen Jahrhunderten eine Entscheidung getroffen, als sie erkannt hat, daß sie allein niemals die Ketten abstreifen kann. Sie will hinüber, sie will ihr Hexendasein jetzt voll auskosten. Fliehen Sie… ja, es ist eine Flucht… sehen Sie es so, Monsieur. Denken Sie nicht, daß ich verrückt bin… nein, ich bin es nicht.«

Frandon nagte an seiner Unterlippe. »Noch eine letzte Frage. Monsieur: wissen Sie, was geschieht, wenn ein Mann Danielle de Barteaulieé zum zweiten Mal sieht?«

»Nein, das weiß ich nicht. Das steht in den Sternen. Aber eines kann man sich wohl an allen zehn Fingern abzählen: es kann auf keinen Fall etwas Gutes sein…«

*

Die Worte gingen ihm nicht aus dem Sinn. Er mußte auch dann noch an sie denken, als er mit seinem Triumph Vitesse bereits wieder unten am Kap stand und zu dem verwaschenen Fels hinaufstarrte, auf dessen Spitze die Ruinen des Schlosses standen, in dessen Mauern sich soviel Unheimliches zugetragen haben soll.

Er fühlte sich von dem düsteren Gemäuer dort oben angezogen und abgestoßen zur gleichen Zeit.

Dann gab er sich einen Ruck. Der Weg, den er ging, kam ihm eigenartig vertraut vor. Das war der Weg aus seinem so realistisch empfundenen Traum.

Im Hintergrund seines Denkens stand permanent die Gefahr, die Lupec ihm klarzumachen versucht hatte. Im Vordergrund aber stand eine Sehnsucht: Danielle wiederzusehen. Wenn er sie wirklich dort oben wiederfand, dann war sein Glück perfekt.

Aus ihrem Mund hatte das alles ganz anders geklungen. Danielle sehnte sich nach Befreiung. Ihr Geist wurde vergewaltigt, weil sie seinerzeit den Dämonen die Stirn geboten hatte.

Er gönnte sich nur wenige Verschnaufpausen. Es zog ihn nach oben, und er mußte sich eingestehen, daß er nicht den Willen aufbrachte, umzukehren und den Ruf, der an ihn erging, zu ignorieren.

Vier Stunden brauchte er für den Aufstieg, und er kam in der größten Mittagshitze auf dem Kap an. Der Wind hier oben war frisch und angenehm, und die alten Mauern boten Kühle und Schatten.

Diesmal ging Frandon sofort durch das Tor in den seitlich gelegenen Garten, von dem aus ein direkter Zugang zum Hof führte, in dem der guterhaltene Wohntrakt lag.

Der Engländer war nicht wenig erstaunt, als er im Garten einen Gärtner bei der Arbeit sah. Der Mann war dabei, das Unkraut aus den Rabatten und vom Rasen zu entfernen.

Der Gärtner trug einen alten, brüchigen Strohhut und eine khakifarbene Schürze über blauen, verwaschenen Hosen.

Als der Fremde kam, blickte der Mann auf und stützte sich auf seinen Rechen.

Frandon grüßte freundlich, und der Gruß wurde erwidert. Der Engländer blickte zu dem Haus empor. Droben am Fenster sah er Danielle de Barteaulieé stehen. Sie sah jung und reizend aus, und er konnte nicht den Blick von ihr wenden. Zu ihrem langen schwarzen Haar trug sie ein rubinrotes, luftiges Kleid mit gewagtem Ausschnitt.

Als Frandon nach oben sah, lächelte sie ihn an und verschwand am Fenster, um ihm entgegenzugehen.

Sie begrüßte ihn wie einen alten Bekannten, und er selbst kam sich wie ein solcher vor.

Sie küßte ihn. Ihre Lippen dufteten, und er erwiderte leidenschaftlich ihren Kuß, sich fragend, ob das die Fortsetzung seines Traums war.

Er erkannte den Raum wieder, wo er schon gestern war, und sein Blick fiel auf den Kaminsims. Die kleinen Figuren waren verschwunden.

»Wo sind Jean-Paul und sein Vater?« fragte er.

»Sie halten sich in einem anderen Teil des Schlosses auf…«

Er nickte. Eigentlich wollte er noch ganz andere Dinge fragen, doch das Wichtigste unterließ er. Da war zum Beispiel die unbestreitbare Tatsache, daß Danielle ihn von seinem gestrigen Besuch her kannte, und daß er ihrem Ruf gefolgt war.

Alles kam ihm so unwirklich vor.

Auch als er mit ihr am Tisch saß und sie ihm aus einer Karaffe Rotwein anbot, erinnerte er sich daran, daß es gestern ebenfalls so begonnen hatte. Doch er fand nicht die Kraft, den Wein zurückzuweisen. Er trank, und sein Wahrnehmungsvermögen trübte sich. Der Traum begann wieder, und er konnte sich den Bildern nicht entziehen, obwohl er sich vorher ganz deutlich klargemacht hatte, sich von keiner Merkwürdigkeit überraschen zu lassen.

Er sah das Zimmer, in dem der Gobelin mit der erwachenden Natur und den sich liebenden Menschen hing. Danielles rotes, duftiges Kleid

hing an einem Kleiderständer, und die schöne Französin lag nackt neben ihm auf dem breiten Bett und streichelte ihn.

Lupecs Worte kamen ihm wieder in den Sinn: Unter ihrem Streicheln werden die Männer, die sie sich ausgesucht hat, zu Dämonen!

Unsinn…

Er blickte an sich herab, und panischer Schrecken durchfuhr ihn. Seine Haut war nicht mehr hell! Ein grünlicher Schimmer lag auf ihr!

In einen Ohren rauschte das Blut.

Frandon riß sich los aus der Benommenheit, die ihn einlullte.

Danielles Lippen strichen liebkosend über seine Schultern, seinen Nacken empor, und er spürte ihren heißen, unregelmäßigen Atem.

Er wollte sich mit einem Ruck aufrichten und Danielle mit harter Hand zurückstoßen, als er das Gleiche erlebte wie am Tag zuvor.

Er befand sich wieder außerhalb seines Körpers und fühlte eine grauenhafte Leere in sich aufsteigen. Er sah seinen Leib auf dem Bett liegen. Seine Seele hatte sich wieder von ihm gelöst. Dieser Leib dort, der er war, lebte nicht mehr. Er war neugeboren worden in einer anderen Gestalt. Das Grauen packte ihn. Sein ganzer Körper war grün, und er bewegte sich mit breiten, klauenbewehrten Füßen, die auf den Boden klatschten. Sein Körper reckte sich, und er spürte die fremden, elastischen, kraftvollen Muskeln, die sich unter der grünen, lederartigen Haut spannten.

Wie ein Geist schwebte Danielle neben ihm. Ihr Lachen hallte in seinen Ohren. Es klang unmenschlich, dämonisch. Frandon hatte nie eine Hexe lachen hören, aber wie Danielle de Barteaulieé jetzt lachte, konnte er sich vorstellen, daß so und nicht anders eine Hexe lachte, wenn sie ihr Ziel erreicht hatte.

»Befreit! Wie lange habe ich auf diese Stunde gewartet! Du mußtest zum zweiten Mal kommen, du konntest dich dem Zwang nicht entziehen. Und nun wirst du mit mir kommen in jene Welt, in die ich gehöre, in der ich Hexe und Mensch sein kann. Kommt herab, finstere Gesellen – holt mich und das Opfer, das ich euch schuldig bin! Ich komme… ich komme zu euch in jene Welt, in der ich bisher nur Gast sein konnte!«

Danielle trug das rubinrote Kleid und heftiger Wind kam auf, durchtoste das schummrige Schlafgemach und schien aus allen Wänden, dem Boden und der Decke zu kommen. Das Kleid flatterte um ihren schlanken, begehrenswerten Körper wie eine Fahne.

In das Tosen des Sturms mischten sich unheimliche Laute die anschwollen und in seinen Ohren schmerzten. Die schauerlichen Gesänge und Beschwörungen peitschten sein Innerstes auf. Ein riesiger Schatten schwebte in der Luft über ihnen. Die Wände schienen unendlich weit entrückt, so daß er sich vorkam, als würde er auf einer

Plattform stehen, die durch einen jungfräulichen, chaotischen Kosmos raste und ihn und Danielle mit sich schleppte.

Nur sie beide?

Nein – da waren noch mehr. Er erkannte sie sofort wieder, die Figuren vom Kaminsims des Comte-Schlosses. Aber jetzt waren es keine Figuren mehr, sondern lebende, mannsgroße Wesen, die sie umringten, die in den schauerlichen Gesang mit einstimmten, herumtanzten und in die Hände klatschten. Sie benahmen, sich wie von Sinnen.

»Die Nacht der Hexendrachen steht vor der Tür«, erscholl es aus Danielles Mund. »Den Drachen habe ich meine Kenntnisse zu verdanken, den Drachen sollst du gehören. Nur heute war noch die Chance, zu tun, was getan werden mußte…«

Und sie taten das, was getan werden mußte.

Die schauerlichen Gestalten rückten näher, während er dastand wie ein Ölgötze. Und mit den Gespenstern kamen Jean-Paul und sein Vater. Sie hielten funkelnde Messer in der Hand und öffneten ihm die Pulsadern. Rot und warm lief das Blut seine Handgelenke herunter, in seine Handinnenflächen.

»Du gehörst den Drachen der fremden Welt, einer Welt, in der wir gemeinsam tanzen werden, immer wieder tanzen… nur in der Nacht der Hexendrachen ist meine Befreiung möglich.« Der Kreis der Unheimlichen öffnete sich und Danielle sprang leichtfüßig auf ihn zu, als ob sie den Boden mit ihren Füßen überhaupt nicht berühre.

»Rha-Ta-N'my hat mich verflucht, aber mir eine Chance gegeben. Durch das Wissen, das ich in mir vereinigt habe, war es nicht möglich mich auf Ewigkeit fernzuhalten. Ein Tor ist mir noch immer versperrt: die Welt der Menschen, die ich liebe. Aber in der Zwischenzeit habe ich die Welt der Hexendrachen lieben gelernt – wie mein Vater sie einst liebte. Und dort werde ich alles daransetzen, als Herrscherin über die Kunst der Schwarzen Magie und der Hexerei auch in die Welt der Menschen Eingang zu finden. Jetzt, da ich bereit bin, Böses zu tun, ohne Rücksicht auf das Leben anderer.«

Die Worte, die sie sprach, paßten gar nicht zu diesem faszinierenden, engelgleichen Wesen. Frandon hörte sich den Versuch unternehmen, sie abzubringen, von dem Unheil, das sie heraufbeschworen hatte.

Die Gleitbewegung durch das kosmische Nichts hatte längst aufgehört. Sie gingen steil gewundene Treppen in die Tiefe hinab, als suchten sie den Eingang zur Hölle.

Er sah einen dunklen, gewölbeartigen Keller von gewaltigen Ausmaßen. Der Duft schweren Weins stieg ihm in die Nase. Dann lag ein endlos wirkender Korridor vor ihnen, den Danielle zuerst betrat.

Frandon war außerstande stehenzubleiben oder ganz und gar die

Flucht anzutreten, mit der er sich ganz schwach in Gedanken befaßt hatte.

Der Korridor endete in einem kreisrunden, glosenden Schlund. Eine fremde Welt lag vor ihnen.

Sie standen auf der Spitze eines kahlen schwarzen Berges, von dem aus ein steiler Weg in die Tiefe einer Schlucht führte, in der seltsame schwarze Felsbehausungen standen, zwischen denen es von fremdem Leben wimmelte.

Aus den Felswohnungen, die auf einem moosbewachsenen Plateau lagen, das sanft zu einem dunkelgrünen, schäumenden Meer abfiel, krochen die Hexendrachen und liefen wie von Sinnen in die Nacht hinein, als folgten sie einem geheimnisvollen Lockruf, dem sie sich nicht entziehen könnten. Jenseits der Felswohnungen gloste der Himmel in einem kalten Blau-Grün: dort hinten wimmelte es von den geflügelten Wesen, die jedoch alle zu Fuß unterwegs waren und aus der Felsenstadt hinausdrängten. Ein endloser Zug dunkler Leiber verlor sich in der düsteren Schlucht und verschwand hinter den Bergen.

»Wir werden ihnen folgen. Zum Tanzplatz der Hexen«, sagte Danielle de Barteaulieé, und sie ereiferte sich, als könne sie es kaum erwarten.

Der Geruch, die widerliche Musik, das Heulen und Schreien fremder Stimmen – das alles stieß ihn ab, und trotzdem konnte er sich dem unheimlichen Bann nicht entziehen. Er machte etwas durch, was noch kein Mensch vor ihm in dieser Form erlebt hatte. Das alptraumhafte Geschehen nahm ihn völlig gefangen, und ganz tief in seinem Innern hoffte er, daß auch dieser Traum ein Ende fand.

Er war überzeugt davon, daß alles was hinter ihm lag, nur ein Traum sein konnte, ein unendlich langer Traum, der einfach nicht enden wollte…

Manchmal kam ihm die Reise durch diese Traumwelt kurz vor – dann wieder endlos lang. Kein Gefühl für Raum und Zeit, wie es typisch war für einen Traum…

Eben noch standen sie auf dem Berg – im nächsten Augenblick liefen sie durch die Schlucht und befanden sich mitten unter den aufrecht gehenden, drachenartigen Bewohnern dieser Welt, die in den Eingängen einer riesigen Arena verschwanden…

*

Die schauerliche Sphärenmusik und die unheimlichen Gesänge hielten den ganzen Tag über an.

Die Luft über und im nahen Umkreis des Kaps war erfüllt davon.

Die Gäste blieben aus, die Vögel in den Bäumen rührten sich nicht.

Den ganzen Nachmittag über war nicht eine einzige Zikade zu hören.

Jacques Dupont preßte beide Hände gegen die Ohren. Seine Familie ließ sich nicht sehen. Seine Frau, deren Mutter und der Vater lebten hier ebenfalls im Haus. Alle Türen und Fenster waren verschlossen. Der Wind trug die unheimlichen Geräusche genau auf diesen Berg, und nur hier waren sie in voller Klarheit und Stärke zu hören.

In den vergangenen Jahren war die Hexenmusik nur ein einziges Mal erklungen: unmittelbar vor und nach dem Verschwinden des kleinen Pierre. Das lag jetzt drei Jahre zurück. Doch Dupont konnte diesen Tag nicht vergessen.

Und nun fing es also wieder an.

Da erhob er sich abrupt. Draußen dunkelte es schon. Der Wirt nahm die Schrotflinte aus dem kleinen braunen Schrank hinter der Theke und lud sie durch. Dann verließ er wortlos sein Haus, stieg in einen klapprigen 2 CV, der im Hof stand, und startete.

Das Fenster im ersten Stockwerk wurde aufgerissen. Eine Frau, ende vierzig, hager und verhärmt, blickte entsetzt nach unten.

»Jacques!« rief sie außer sich. »Das darfst du nicht tun! Bleibe hier! Fahr nicht weg!«

Er streckte den Kopf aus dem nach außen geklappten Fenster, während er zurückstieß. »Es ist meine Chance, Claudette! Diesmal bin ich schneller, diesmal bin ich drüben, ehe es Mitternacht ist. Diesmal werde ich der Hexe das Handwerk legen, die es gewagt hat, zu ihrer Befreiung Pierre zu sich zu locken, um ihre widerlichen Scheusale mit Menschenfleisch zu füttern!«

»Du wirst nicht lebend zurückkehren. Jacques!«

Er gab darauf keine Antwort. Bleich und mit zusammengebissenen Zähnen saß er hinter dem Steuer und fuhr auf der holprigen Straße den Berg hinunter.

*

»Ich muß mich zusammenreißen!« redete Hellmark sich ein. »Ich darf jetzt nicht einschlafen. Das ist genau das, was sie wollen.«

Er kämpfte gegen die Müdigkeit an, und da er sich sicher war, daß dem Essen etwas hinzugefügt wurde, das diesen Zustand auslöste, rührte er den Rest, der noch im Napf war, nicht an. Er schüttelte die dicke Fleischsuppe einfach hinter die robuste Matratze, auf der er zu sich gekommen war. Er war fest überzeugt davon, daß die beiden, die vorhin die Speise ablieferten, zurückkamen, um sich von den leeren Näpfen zu überzeugen.

Es dauerte auch nicht lange, da vernahm er klatschende Schritte von sich nähernden nackten Füßen.

Für eine kurze Zeit war Stille. Dann knarrten schwere Riegel, klapperten Blechnäpfe, und Eisentüren bewegten sich leise quietschend in den Angeln.

Schritte und Geräusche näherten sich.

Hellmark legte sich auf seine Matratze, zog die Beine an, atmete tief und fest und tat, als ob er schlafe. Und er mußte sich zusammenreißen, daß er nicht wirklich wegsackte.

Dann kamen die Kontrolleure. Es waren die beiden Drachenwesen von vorhin. Das eine zog von außen den Riegel zurück, kam in das Verlies, nahm den leeren Napf und ging wieder nach außen.

Der andere trug etwas über den aus der Brust ragenden Armstummeln.

Er kam näher und warf die Utensilien kurzerhand vor das Fußende der Matratze. Obwohl sämtliche Nerven in Hellmark bis zum Zerreißen gespannt waren und er mit enormer Willenskraft die bleierne Müdigkeit zurückdrängte, war ein Punkt erreicht, an dem sein Organismus und sein Wille nicht mehr mitmachten.

Er war unfähig die Schwere abzustreifen und ließ mit sich geschehen, was er nicht verhindern konnte.

Die Hexendrachen entkleideten ihn und legten ihm einen pelzigen Lendenschurz an, der von einem breiten, goldfarbenen Gürtel auf seinen Hüftknochen gehalten wurde. Dann stülpten sie ihm etwas über den Kopf, das lang und haarig war.

Danach gingen sie wieder, ohne das Gittertor zu schließen.

Er hörte kein Quietschen und vernahm auch nicht das Knacken des eisernen Riegels.

Es dauerte eine geraume Weile, ehe diese Tatsache in sein Bewußtsein vordrang, aber dann wurde dieser Gedanke zum Funke, der ihn vollends wach machte.

Er schlug die zitternden Augenlider auf.

Die Zelle war leer. Sie waren gegangen.

Vorsichtig richtete er sich auf. Er entdeckte an sich den Fell-Lendenschurz und griff nach seinem Kopf. Darauf war eine langhaarige, rote Perücke befestigt.

Weshalb hatte man ihn so angezogen?

Immer mehr Rätsel begegneten ihm hier auf dieser Welt, kaum daß er dort angekommen war. Er begann sich zu fragen, ob die Müdigkeit in dem Augenblick wieder vergangen war, nachdem man ihm diese merkwürdigen Stücke angelegt hatte. Demnach war das Wachsein nicht sein eigenes Verdienst?

Doch gleich darauf wurde er eines Besseren belehrt.

Er warf einen Blick durch das runde kleine Fenster, von dem aus er das gesamte riesige Oval der Arena übersehen konnte.

Er hielt den Atem an. Dort draußen ging etwas vor!

Die Arena füllte sich – mit dem Tzschizz.

Auf den steinernen Bankreihen wimmelte es von den grünen Drachenbewohnern dieser düsteren Stadt. Und auch der Herrscher kam, dem zu Ehren offensichtlich hier ein blutiges Fest veranstaltet wurde, mit dem die Nacht der Hexendrachen, über die er immer noch nichts wußte, eingeleitet werden sollte.

Tuur, der Drachenfürst, wurde auf einer überladen geschmückten Sänfte herangetragen, die von sechs seiner Untertanen getragen wurde. Der Herrscher der Tzschizz machte sich nicht mal die Mühe, die Sänfte zu verlassen. Die Sänfte wurde über den Thron gestellt, so daß der nun aussah wie ein einstöckiger kleiner Tempel. Regungslos wie eine Statue saß Tuur dort drüben, und in seiner Massigkeit überragte er die Angehörigen seines Volkes um das Doppelte.

Die geflügelten Wesen, die ihn gebracht hatten, flankierten den Thronsitz, um den sich nun auch immer mehr fremde Geschöpfe versammelten, die aus einem dunklen Rundbogen hinter dem Thron hervorkamen, als würden dadurch Besucher aus anderen Raumund Zeitkontinuen geschleust.

Hellmark, der hellwach war, sah pelzartige Geschöpfe, sah Menschen in dunkler Kleidung und wallenden Umhängen und erblickte an der Seite der schönen, dunkelhaarigen Frau, die jetzt aus dem Hintergrund trat, einen Hexendrachen.

Die Fremde hatte er vorhin schon wahrgenommen. Ihr wallendes, rotes Kleid fiel ihm sofort auf, es leuchtete wie eine Fackel in der grünlich glosenden Dämmerung.

Die dort kamen, erwiesen Tuur Ehre, indem sie sich vor ihm verbeugten und ihm die Füße küßten. Tuur ließ das alles mit stoischer Ruhe und Gleichgültigkeit über sich ergehen, als würde er es überhaupt nicht registrieren.

Zwei bleiche Männer küßten Tuurs Füße, dann kam ein pelziges Wesen mit großen runden Augen und dunklen nackten Stellen auf dem Fell, dann kam die schöne Unbekannte, von deren Anblick Björn sich nicht losreißen konnte.

Diese Personen und Wesen waren möglicherweise Abgesandte anderer Völker, die hier in dieser Welt eine wichtige Funktion einnahmen und zur Nacht der Hexendrachen eingeladen waren. Aber die Frau dort drüben – war doch eine Menschenfrau? Wie kam sie hierher?

Wer nicht vertreten war, das waren die Gaafhs. Sie wußten von der Nacht, die so bedeutungsvoll und rätselhaft war, und die sich deshalb vor ihr versteckten.

Und dann kamen die Gaafhs doch.

Sie wurden von den Drachen herangeschleppt. Einer nach dem anderen. Die Tzschizz kamen von der Seite in das Blickfeld, auf der

die düsteren Gefängnisse standen. Von dort brachten sie die Gaafhs. Die wurden herangeschleppt wie Puppen und achtlos auf den Boden der Arena geworfen, die sich inzwischen bis auf den letzten Platz mit neugierigen Tzschizz gefüllt hatte.

Die Gaafhs wurden aus den Verliesen geholt – ohne etwas von dem Vorgang zu bemerken, denn sie schliefen, sie waren betäubt von der Speise, die ihnen kurz zuvor verabreicht worden war.

Auch er hatte gegessen, doch sein menschlicher Organismus wurde mit den Fremdstoffen entweder besser fertig, oder es war seine geistig-seelische Einstellung, die sein Unterbewußtsein mobilisiert hatte und nun verhinderte, daß die Schläfrigkeit ihn übermannte.

Bevor er mit zwei schnellen Schritten zur offenen Zellentür eilte, nahm er noch etwas wahr, das ihn vor ein weiteres Rätsel stellte.

Drachen, die mit Pfeil und Bogen bewaffnet waren und Schilde und Schwerter bei sich trugen, kamen durch diverse Eingänge zu den am Boden Liegenden gelaufen und drückten ihnen im Schlaf Schilde und Schwerter in die Hand. Diese Waffen waren Gaafhs-Eigentum, waren im Kampf mit ihnen erobert worden. Dann nahmen die Echsen in einer langen Kette im großen Oval der Arena Aufstellung.

Björn hörte klatschende Schritte und quietschende Türen. Nun waren die Tzschizz in diesem Bezirk der Verliese und räumten die Zellen. Von seiner Tür aus beobachtete der Deutsche den Abtransport der Schläfer, die Fellschurze und rote Perücken wie er trugen und einer wie der andere aussahen.

Björn fühlte sich bei weitem noch nicht im Vollbesitz seiner körperlichen Kräfte. Doch er mußte die Chance des Augenblicks nutzen. Er wartete bis drei Zellen weiter vorn wieder Gaafhs abgeholt worden waren, huschte dann hinter dem steinernen Pfosten vor und verschwand in Oghs Zelle. Der Gaafh lag schlafend auf seiner Matratze und trug Fellschurz und Perücke.

Björn schüttelte den Krieger. »Ogh, aufwachen«, wisperte er erregt, dabei aufmerksam nach draußen lauschend.

Der Gerufene rührte sich nicht.

Schritte… Björn hielt den Atem an, richtete sich auf und umklammerte sein Schwert. An der Tür warf er einen vorsichtigen Blick hinaus in den trüb glimmenden Gang. Woher die Lichtquelle kam, wußte auch er nicht. Er stellte fest, daß die Tzschizz sich nun mehr beeilten als vorhin. Es war, als stünden sie unter Zeitdruck.

Der Korridor mit den dicht nebeneinanderliegenden Verliesen mündete ganz vorn unter einem torbogenähnlichen Durchlaß, wo sich ein grünliches Licht deutlich stärker entwickelte und über den Himmel zog.

Eine Gruppe Tzschizz lief mit schlafenden Gaafhs nach draußen. Hellmark fiel auf, daß die Tzschizz nicht einen einzigen Blick mehr in

jene Zellen warfen, in denen sie schon waren.

Das brachte ihn auf einen verzweifelten Gedanken.

Kaum waren die Feinde nach draußen durch den Torbogen verschwunden, der in die Arena führte, da bückte er sich, warf sich Ogh wie einen Kartoffelsack über die Schultern und lief so schnell es ihm mit seiner Last möglich war durch den schmalen, kahlen Korridor auf eine der vorderen Zellenkammern zu.

Als er sich nähernde Geräusche vernahm, huschte er schnell in eine der dunkeln leeren Zellen und verbarg sich dort. Er sah drei Drachen nach hinten eilen. Sie betraten die Zelle, die vor Oghs lag, die Oghs und die, in der er untergebracht gewesen war. Nur einer kam mit einem schlafenden Gefangenen heraus. Die Klauenhände der anderen waren leer. Aber diese Tzschizz machten nun keinen Terror, unterhielten sich weder aufgeregt miteinander noch schrien sie los. Sie nahmen einfach hin, daß dort nichts war und liefen nach draußen. Sie kamen nicht mal auf die Idee, in einer anderen Zelle nachzusehen.

Die Tzschizz waren eben doch nicht mehr wie Tiere. Sie folgten einem bestimmten Instinkt, beherrschten aber darüberhinaus einige Handfertigkeiten, die sie auf eine Stufe der frühen Menschen stellten. Hinzu kam, daß sie offenbar auch über magische Kenntnisse verfügten, die sie geschickt einzusetzen verstanden, was die Niederlage der Gaafhs bewies. Auch die Tatsache, daß sie Hellmarks Extrasinn ausgeschaltet hatten, der ihn in die Lage versetzte, an zwei Orten gleichzeitig zu sein, gab ihm zu denken. Zu gern hätte er sich jetzt mit einem Doppelkörper Macabros über die Lage draußen in der Arena und auf die Suche nach einem Fluchtweg informiert. Doch er konnte sich nicht verdoppeln, so oft er es auch versuchte.

Er hielt den Atem an, als die drei Halbintelligenzen an der Zelle vorüberkamen, in der er Ogh und sich verborgen hielt.

Sie gingen daran vorüber, ohne einmal die spitzen Schlangenköpfe mit den bedrohlich leicht nach hinten gelegten Ohren zu wenden.

Sie merkten überhaupt nichts, sie sprachen nicht mal darüber.

Da stimmte doch etwas nicht! Dieses Verhalten widersprach jeglicher Vernunft.

Björn Hellmark beobachtete die Hexendrachen, wie sie quer über die Arena gingen, die niedrige Begrenzungsmauer überstiegen und dort drei leere Plätze zwischen den Zuschauerreihen einnahmen.

Er sah aber auch, wie sich einer der Hexendrachen seitlich vom Thron des Tzschizz-Fürsten löste und zwischen den Reihen entlangging, sich den drei Zurückgekehrten näherte und gestenreich auf sie einsprach. Demnach gab es zwei verschiedene Gruppen von Hexendrachen auf dieser Welt. Die Stummen und die, die sprachkundig waren. Mit einem der Sprachkundigen hatte er, Hellmark zu tun gehabt.

Der gestenreich auf die drei einredete, schien mit irgend etwas nicht ganz zufrieden. Offenbar hatte er registriert, daß noch zwei Gefangene fehlten. Er sprang über die Begrenzungsmauer und eilte auf den Eingang des Gefängnisblocks zu.

Björn richtete sich auf Kampf ein.

Der Himmel draußen begann plötzlich zu glühen, als ob hinter ihm ein gigantisches Feuer lodere, das das Himmelsgewölbe durchglose.

Das grüne Licht fiel wie Regen auf die Arena nieder. Eine neue Sonne gigantischen Ausmaßes schien über die Felsenstadt der Tzschizz zu wandern.

Der Hexendrachen, der auf das Gefängnistor zueilte, begann zu taumeln. Eine merklich sichtbare Schwäche überfiel ihn. Er erreichte noch den Eingang. Doch Hellmark ließ ihn erst gar nicht tiefer in den Korridor hineinrennen. Er stellte sich ihm entgegen. Ehe das Reptilgeschöpf begriff, was eigentlich los war, wurde es von harter Hand herumgerissen und von Hellmark gegen die Wand der Zelle geschleudert, in der er und Ogh Unterschlupf fanden.

Björn legte dem Hexendrachen das Schwert an den Hals.

»Und nun unterhalten wir beide uns«, sagte er mit harter Stimme. »Was geht dort draußen vor? Was für eine Bedeutung hat es, daß Angehörige deines Volkes hier in dieser Arena zum Kampf gegen die Gaafhs antreten, die sie auf dem Schlachtfeld mit Leichtigkeit besiegen können und…«

Weiter kam er nicht.

Wie eine Flut ergoß sich das grüne Licht durch den Eingang und die winzigen Fenster. Der geisterhafte Schein veränderte alles. Auch die Reaktionen der zum Kampf bereitstehenden Tzschizz. Das Geisterlicht aus dem Himmel weckte die Gaafhs, die wie nach einem Traum erschreckt aufsprangen und deren Traum sich nun auch in der Wirklichkeit fortsetzte.

Auch Ogh erwachte, richtete sich auf und blickte sich ratlos um.

Dann drang auch schon der Kampflärm von draußen in den langen, flachen Gefängnisbau, in dem sich ein Verlies nach dem anderen reihte, und in denen einige hundert Gaafhs für diese Nacht festgehalten wurden.

Erschreckt sprangen sie auf die Beine. Zwischen den eintönig grünen Echsenleibern hoben sie sich in ihren bauschigen Fell-Schurzen und den roten Perücken wie tanzende Farbtupfer ab.

Die Krieger nahmen mit Verwunderung wahr, daß sie bewaffnet waren. Mit Todesverachtung stürzten sie sich in den ihnen aufgezwungenen Kampf.

Es war erschreckend mit welcher Ahnungslosigkeit sie diesen Kampf führten. Diese Männer, die seit Generationen mit den Hexendrachen, ihres Reiches zu kämpfen hatten, führten ihre

Schwerter, als hätten sie nie eines in der Hand gehalten.

Die Echsen schossen ihre kurzen dicken Pfeile ab, die die Gaafhs einen nach dem anderen fällten. Wenn ein Tzschizz einen Gaafhs erledigt hatte, riß er die Leiche empor und trug den blutenden Körper vor die Füße des Tzschizz-Herrschers. Die Siegreiche benetzte den Leib mit drei Tropfen des gegnerischen Blutes und lief dann mit seiner Beute davon. In der anderen Hälfte der riesigen Arena erfüllte sich dann das grausige Ritual. Die Tzschizz waren Gaafh-Fresser! Sie rissen den getöteten Feinden Fell-Schurz und Perücke ab und zerlegten sie dann in ihre einzelnen Gliedmaßen, wie man Tiere zerlegt, um sie zu verspeisen.

Die Tzschizz auf den Rängen stimmten schauerliche Gesänge an, und der Chor der Drachen ließ die grüne Luft über dem Oval der Arena erzittern, in die sich der Geruch von Schweiß und Blut mischte.

Ogh stand da wir zur Salzsäule erstarrt und konnte nicht begreifen, was hier vorging. Er ballte die grünschimmernden Hände zu Fäuste und wäre am liebsten nach draußen gestürzt, um die verhaßten Tzschizz an ihrem schauerlichen Totenmahl zu hindern.

Mit einem wilden, verzweifelten Aufschrei warf er sich dem von Hellmark bedrohten Tzschizz entgegen und schlug ihm ins Gesicht. Björn hatte seine Mühe, den tobenden Ogh zurückzuhalten.

»So haben wir keine Chance, Ogh«, stieß er hervor. »Uns ist nicht damit gedient, wenn du jetzt deine Wut an ihm ausläßt. Wir müssen uns etwas einfallen lassen, um das Abschlachten deiner Freunde dort draußen abzubrechen, ehe alles zu spät ist und ehe auch wir noch an die Reihe kommen. Soviel ich feststellen konnte, gibt es nur einen einzigen Weg aus diesem Gefängnis, und das ist der durch die Arena. Da müssen wir durch. Aber kämpfend schaffen wir das nicht. Wir brauchen ihn lebend – als Geisel. Und nur einer kann uns helfen, lebend hier rauszukommen: Tuur, der Herrscher dort drüben auf dem Thron. An ihn müssen wir ran.«

Es gelang Björn, Ogh zu überzeugen, der einsah, daß sie keine andere Chance hatten. Selbst wenn es in seiner Wut den verhaßten Tzschizz tötete, war ihre Lage noch immer die gleiche.

Hellmark verstärkte den Druck seiner Schwertspitze auf den Hals des Drachen. Der zog fauchend die Luft ein, und seine Augen glühten wild. Björn las Angst in diesen Augen.

»Bringe uns auf einem sicheren Weg zu Tuur«, verlangte er.

»Es gibt keinen sicheren Weg!« stieß die Echse hervor. »Ihr werdet sterben.«

»Gut. Dann stirbst du vor uns!«

»Halt, warte!« Die Echse preßte sich hart an die kahle Mauer. »In der allgemeinen Verwirrung könnten wir uns hinüberschleichen… niemand würde auf uns achten. Auf dieser Seite der Arena wirft das

lange Gefängnisgebäude einen harten Schatten, den das grüne Nachtlicht nicht aufhellt.«

Der Hexendrache zitterte.

»Wieso kannst du sprechen?« wollte Björn wissen.

»Ich bin anders als die anderen.«

»Du bist ein Tzschizz.«

Der Drache fauchte. »Ich bin kein Tzschizz – ich sehe nur aus wie einer. Aber das merken diese Halbwilden nicht. Nimm endlich das Schwert herunter!«

Hellmarks Schwert schien ihm eine gewaltige Furcht einzuflößen.

Die Tzschizz dort draußen aber, die sich fauchend und geifernd auf die kampfschwachen Gaafhs stürzten, fürchteten die Schwerter überhaupt nicht.

Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen.

Es lag an seinem Schwert!

Die Geschöpfe der Finsternis spürten die magische Kraft, mit der es geschmiedet wurde – und nur die Weisen der Dämonenwelten erfaßten die Ausstrahlungen, die diese besondere, gegen die Dämonen gerichtete Waffe entwickelte.

Dieser Tzschizz – war ein Dämon! Er konnte sprechen, während die echsenartigen Halbintelligenzen das nicht konnten. Und er fürchtete sich vor dem Schwert, das ihn unwiederbringlich in das Reich des Vergessens schleuderte.

»Bring uns zu Tuur, Dämon!« sagte Hellmark scharf. »Und laß es nicht auf einen Trick ankommen. Er wird unweigerlich deinen Tod zur Folge haben. Und Dämonen – fürchten den Tod mehr als Sterbliche, denn sie besitzen ja die Unsterblichkeit.«

Auf dem Gesicht des Dämonen-Tzschizz perlten dunkelgrüne Schweißperlen.

»Wieso ist er ein Dämon?« fragte Ogh mit rauher Stimme.

»Ich weiß nicht, welche Rolle die Geister der Finsternis in diesem Land spielen, Ogh. Aber einiges ist mir klargeworden: sie nutzen die Echsen, deren Gestalt sie angenommen haben, wie Sklaven aus. Sie brauchen die Echsen, um euch zu dezimieren, und sie brauchen die Echsen wiederum, um die Nacht der Hexendrachen durchzuführen. Aber warum das so ist, wissen wir nicht. Wir müssen es aber wissen, weil es für unsere Befreiung unter Umständen von Bedeutung sein kann. Tuur, der Herrscher, der arglos wie ein Götze die Blutopfer entgegennimmt, ist die Schlüsselperson. An ihn müssen wir uns halten, sonst kommen wir hier nie lebend raus, Ogh…«

*

Todesschreie mischten sich mit den dumpfen,

gänsehauterzeugenden Gesängen. Fremdartige Worte reihten sich aneinander, die keinen Sinn ergaben. Es waren nur Laute, furchtbar und bedrohlich klingend, und zu diesen unartikulierten Geräuschen und disharmonischen Tonfolgen waren die Tzschizz fähig.

Sie beschworen ihre unheimlichen Götter, die sie nach ihrem Ebenbild geschaffen hatten und die unter ihnen wanderten, und sie begriffen nicht, daß das keine Götter, sondern Götzen aus einer verhexten Welt waren.

Sie wurden manipuliert. Dämonen bedienten sich ihrer. Und sie merkten es nicht. Wie viele Dämonen es hier im Tzschizz-Reich gab, darüber konnte man nur Vermutungen anstellen, aber eigentlich genügte schon ein einzelner, um diese unintelligenten Geschöpfe zu beherrschen.

Aber Tuur, wenn auch er ein Dämon war, schien einige Helfershelfer zu haben, um seine Kontrolle über das Tzschizz-Volk voll auszuüben.

In der Arena wurde noch immer gekämpft. Unter dem grünschillernden Himmel wurde das Schicksal der Gaafhs entschieden. In der anderen Arena-Hälfte saßen die Echsen und verspeisten gierig die Besiegten.

Ogh konnte nicht hinsehen. Hellmark, der die rote Perücke einfach abgerissen hatte, beobachtete dafür die Umgebung um so genauer. Die Echsen befanden sich wie im Blutrausch. Sie waren auf die Gegner konzentriert, die ihnen zugeteilt wurden, und sie achteten auf sonst nichts anderes. Die Gestalten, die sich dort im Kernschatten des niedrigen Felsgebäudes bewegten, fielen ihnen überhaupt nicht auf. Und auch die anderen, die dort die Ritualgesänge anstimmten, befanden sich in einem entrückten ekstatischen Zustand.

Zwischen all den Tausenden, die dort als Zuschauer die Bänke füllten, entstand aber doch Bewegung, die weder von Ogh noch von Björn Hellmark wahrgenommen wurde.

Insgesamt waren es sechs Echsen, die sich aus der Masse lösten und geduckt in der Dämmerung des weiten Ovals hinter den aufrecht stehenden Tzschizz entlangliefen und sich dem Thron des Tuur näherten, den auch Hellmark und seine Begleiter ansteuerten.

Insgesamt existierten mit dem Dämon, der Hellmark in die Hände gefallen war, sieben Geisterwesen in Tzschizz-Gestalt im Reich des Fürsten Tuur. Björn wußte nicht, daß sein Manöver von den sechs anderen inzwischen beobachtet worden war.

Der seltsame Rauschzustand, in den inzwischen alle Echsen gefallen waren, ließ in ihm ein Gefühl der Sicherheit aufsteigen.

Am Ende des Gefängnisbaus gab es ein Tor, durch das sie gingen. Dem folgte eine schmale, gewundene Treppe, die zum Thronsitz des Tuur führte.

Ein langer, aus Fels geschliffener Weg lag vor ihnen, der direkt am Thronsitz mündete.

Tuur und die Besucher aus anderen Fürstentümern und Welten merkten nichts von den Ankömmlingen. Und die Echsen, die wie die Soldaten links und rechts den Thronpfad flankierten, wiegten sich im Rhythmus der Gesänge.

Ogh ging hinter Hellmark. Ihn erwischte es zuerst.

Einer der Tzschizz in der Reihe war kein Tzschizz, sondern ein Dämon. Seine teleskopartigen Arme schossen vor, und Klauenhände legten sich auf Oghs Mund.

Björn hörte nur ein leises, schlurfendes Geräusch, als Ogh mit den Füßen strampelte, während man ihn in die Reihe der benommenen und ekstatischen Echsen sog.

Hellmark wirbelte herum.

Zwei, drei, vier Hexendrachen warfen sich ihm im gleichen Augenblick entgegen, während der andere, der ihn hierher geführt hatte, einen wilden Sprung nach vorn auf den Thronsitz machte, auf dem Tuur noch immer ruhig saß.

Die Angreifer hatten sich ein Ziel gesetzt: sie wollten ihm das Schwert entwinden, ehe er es kraftvoll einsetzen konnte. Aber das war seine einzige Waffe, und er wußte, wenn er die verlor, dann war sein Leben keinen Pfifferling mehr wert.

Er war weniger beweglich und kräftig, als er es von seinem durchtrainierten, sportlich gestählten Körper gewohnt war. Um so mehr war das, was er sich abverlangte, eine Willensleistung.

Klauenhände umspannten seine Schultern, seine Arme. Hellmark ließ sich sofort zu Boden gehen, riß die Beine empor und trat einen weiteren Angreifer in die Magengrube, daß er zurückflog. Er rollte sich auf die Seite und zog die Schwerthand herum. Die Spitze berührte den Arm eines der Echsenangreifer und ritzte sie leicht. Zu mehr war er in diesem Moment nicht fähig. Aber das genügte. Das magische Schwert aus Xantilon zeigte seine tödliche Wirkung. Menschen konnte es nicht fällen, aber ein Dämon ging zugrunde, sobald der magische Stahl seinen Leib anritzte.

Mit einem wilden, fauchenden Geräusch sprang der Getroffene zur Seite, wollte sich noch auf seine Beine erheben. Das gelang ihm nicht mehr.

Sein Körper blähte sich auf. Schwefelgelber Rauch hüllte die Echse ein, die vom Oberkörper her zusammensackte wie ein uralte Mumie, die mit Luft in Berührung kam. Der ätzende Gestank der Hölle verbreitete sich, aber selbst nicht mal das wurde von den Tzschizz in Trance wahrgenommen. Ihre Sinne waren nur auf ein einziges Geschehen orientiert und programmiert.

Hellmark kämpfte mit dem Mut der Verzweiflung.

Es gelang ihm, einem zweiten Hexendämon den Garaus zu machen. Das Schwert bohrte sich in den Leib des Gegners, und wieder wehte eine schwefelgelbe Wolke in den grünen Himmel davon, der inzwischen einen bedrohlichen Anblick bot. Dunkelgrüne Wolkenberge wälzten sich über das Oval der Arena, und dumpfes Donnern ließ die Luft erzittern. Dunkelgrüne Blitze spalteten den Himmel, und die Erde erbebte unter den gewaltigen Donnerschlägen, die sich entluden.

Hellmark zog die Beine an und schlug mit dem Schwert hinter sich, als er den dunklen Schatten des Dämons über sich fallen sah. Die Schneide spaltete dem Feind den Schädel.

Dam kam Hellmark auf die Beine. Er taumelte auf den Thronsitz zu, wo der andere Dämon inzwischen verschwunden war. Dort vorn entstand Unruhe. Die Männer in den dunklen Umhängen wandten die Köpfe, das Pelzwesen trat zur Seite, die schöne Frau in dem roten, durchsichtigen Kleid blickte zur Seite auf den Thron, wo in diesen Sekunden etwas geschehen mußte, was von niemand erwartet worden war.

Der Drachenbegleiter, der mit der schönen Erdenfrau hier zu dem grausamen Spiel erschienen war, beugte sich nach vorn, als könne er nicht glauben, was sich abspielte.

Björn ließ sich von den beiden Dämonen, die noch nach ihm griffen, nicht mehr zurückhalten. Er stürzte nach vorn, auf Tuur zu und wollte durch die Bedrohung des Lebens des Tzschizz-Herrschers erzwingen, was ihm vorschwebte.

Da erbebte der Boden unter seinen Füßen. Der geschliffene Felspfad wurde durchgeschüttelt wie von einer Titanenhand.

Ein vieltausendstimmiger Aufschrei hallte durch die Arena. Die Tzschizz sprangen aus den Bankreihen, rannten über die Hindernisse hinweg und stürzten hinunter in die Arena, die sich wie von Geisterhand zu beiden Seiten öffnete, als der gewaltige Schatten in Form eines riesigen Vogels zwischen den Wolkenbergen erschien. Die mächtigen Flügel, bizarr und zerklüftet wie eine Felslandschaft der Urzeit, rauschten und erzeugten einen Wind, der Hellmark fast zu Boden schleuderte, der die fremden Teilnehmer an der Nacht der Hexendrachen durcheinanderwirbelte wie welke Blätter. Die beiden männlichen Besucher suchten Halt an den Bänken, die Frau in dem roten Kleid krallte sich in den Thron, der in schaukelnde Bewegung geriet. Die rasselnden und klappernden Ketten an der Sänfte schwangen wild hin und her. An diesen Ketten waren Schädel in jeder Größe befestigt und Skelette von Drachenschwänzen. An den Ketten aber hingen auch schwarze, modrige und übelriechende Früchte. Und er sah dort auch einen Lederbeutel an einer Kette befestigt, den er sofort wiedererkannte.

Das war sein Beutel! Darin befanden sich die Utensilien, die Al Nafuur ihm aufgetragen hatte, mitzunehmen!

All diese Dinge hatte man Tuur verehrt, ihm als Opfer dargeboten wie einem steinernen Götzen.

Hellmark hechtete nach vorn, als sich der Thron bedrohlich neigte. Er sah eine grüne Klauenhand von der Seite her zu dem Beutel schießen, der ihm gehörte.

Er war eine Zehntelsekunde schneller. Er griff nach der Kette und riß sie mit einem Ruck ab, als der Drachendämon, der ihm entkommen war, vor ihm auftauchte und die Beute wieder abspenstig machen wollte.

Hellmark handelte mechanisch. Er schleuderte die lange Kette durch die Luft, schlang sie um den kräftigen Hals der Echse und zog den Dämon zu sich heran. Mit der Rechten schwang er das Schwert und zerschmetterte den Schädel des Geschöpfes der Finsternis, das zu fauchendem, aufquellendem gelben Rauch wurde und von dem orkanartigen Wind zerfetzt und davongeweht wurde.

Das Tosen des Sturms, das Donnern und Blitzen und das brausende Aufquellen der Wolkenberge mischte sich mit dem tausendfältigen Schrei aus den Kehlen der Tzschizz. Die Echsen stürmten die Arena. Dunkelgrüner Regen prasselte in großen, prallen Tropfen herab und durchdrang selbst den Schattenleib des Riesenvogels. So wirkte der beinahe wie ein zerfetzter, durchlöcherter unförmiger Schatten, der gegen die Naturgewalten ankämpfen mußte, der Schwierigkeiten hatte, den nach vorn gerutschten Thron zu erreichen, worauf wohl alle gewartet hatten.

Irgendein Ereignis zeigte Einwirkungen, irgendein Ereignis war zum Störungsfaktor geworden, und die Nacht der Drachen verlief nicht so, wie es hätte sein müssen.

Noch immer sprang Tuur nicht auf, um sich aus dem stürzenden Thron in Sicherheit zu bringen.

Da sah Hellmark es.

Tuur konnte nicht!

Den man mit dem Blut der Gaafhs besprengt und betupft hatte, war ein Götze aus grünem Stein!

*

Hellmark hatte keine Gelegenheit seine Beobachtung voll auszuwerten.

Es geschah so vieles auf einmal, daß seine Sinne überfordert wurden.

Zu beiden Seiten der Arena öffneten sich mächtige Steintore und schwangen weit nach außen. Links wurde die Sicht auf ein

schäumendes, wild aufgepeitschtes Meer, das grün schimmerte und aus dessen Fluten seltsam formlos Wesen hervorkrochen. Sie waren schwarzgrün und schleimig und bewegten sich wie eine lebende Plasmamasse, wie überdimensionale Raupen. Doch diese Raupen wiesen zum Teil schon Formen auf. So waren die Ansätze von Schlangenköpfen und spitzen Ohren ebenso zu erkennen wie verkrüppelte Flügelenden, die aus den schleimigen Raupen hervorragten.

Die Wesen kamen zu Tausenden aus dem Meer und wälzten sich wie ein Berg auf den Eingang der Arena zu.

Und auf der anderen Seite der Arena spielte sich genau das Gegenteil ab.

Die Tzschizz befanden sich in höchster Erregung und verließen in größter Eile das Oval.

Und während sie zum Ausgang auf die dichten und endlosen Wälder zurannten, die auf der anderen Seite der Felsen-Arena begann, ging eine merkwürdige und rätselhafte Verwandlung mit ihnen vor, und Björn Hellmark fiel es wie Schuppen von den Augen.

Die Hexendrachen stolperten, fielen zum Teil zu Boden, rappelten sich wieder auf und stürmten weiter. Es war ein allgemeines Gedränge und Geschiebe, in dem die Echsenleiber aufplatzten wie die Hülle reifer Kastanien.

Die Flügel fielen ab wie morscher Zunder und wurden auf dem Boden zu zertretenen großen Fladen. Die zuckenden Schwänze brachen ab, aus den klauenbewehrten Beinen der Echsen schälten sich hellgrüne, frische Beine, die die Form von Menschenbeinen hatten. Die Echsen streiften ihre alte Gestalt ab, sie verpuppten sich, und es kamen Wesen hervor, die eindeutig menschlich waren.

Hellgrüne Haut, runde Köpfe, dunkles, dicht anliegendes Haar.

Die Geschöpfe, die sich am Boden wälzten, schoben die Chitinpanzer ab, wurden hellgrün und menschenähnlich neu geboren und eilten mit langen Sprüngen dem Ausgang jenseits der Arena zu, um vor den herangleitenden Raupen zu fliehen, die alles gierig in sich hineinfraßen, was jetzt noch den Boden der Arena bedeckte. Dazu gehörten Echsen, die nicht schnell genug davonkamen, deren Verpuppung sich verzögerte, dazu gehörten auch die Reste der toten Gaafhs, die die Meeresraupen aufhalten sollten, die ihnen in der Nacht der Hexendrachen als Nahrung dienten.

Sie kamen aus dem Meer, verpuppten sich und wurden zu Echsen, die sich nach einer gewissen Zeit häuteten, um dann – zu Gaafhs zu werden! Die hellgrünen, menschenähnlichen Wesen, die in die Nacht der endlosen Wälder hinausstürzten, waren Gaafhs!

Tzschizz und Gaafhs waren einunddasselbe Volk, aber keiner wußte mehr vom anderen, und so waren sie zu Todfeinden geworden,

ohne zu begreifen, daß sie Brüder und Schwestern waren – denn erst jetzt in die Umwandlung von Tzschizz in Gaafh waren auch eindeutig weibliche Wesen auszumachen, die sich bis auf die Hautfarbe in nichts von einer menschlichen Frau unterschieden!

*

Die Nacht der Hexendrachen war die Nacht der Metamorphose. Ein natürlicher Vorgang, der von feindlichen und gespenstischen Eindringlingen für deren Zwecke jedoch mißbraucht wurde.

Sieben Dämonen und ein steinerner Götze waren irgendwann mal in dieses Land gekommen. Der Boden, den sie mit ihren Füßen berührten, war verflucht – und das Leben, mit dem man experimentierte, ebenfalls. Die Dämonen hatten Macht, aber sie waren nicht stark genug, den Ablauf der natürlichen Vorgänge völlig zu ändern oder zu hemmen.

Es gelang ihnen, die Gaafhs in ihrem Tzschizz-Zwischenstadium unter Kontrolle zu bringen, weil sie in ihrer eigenen Gestalt ihnen ähnelten. Als Tzschizz wurden die Hexendrachen von ihren Meistern mit magischen Fähigkeiten vertraut und in der Kriegskunst unterrichtet. Sie sollten die Gaafhs ausrotten. Die Tzschizzs, die schließlich zu Gaafhs wurden, wußten von ihren natürlichen Feinden, waren aber magisch so beeinflußt, daß sie trotz der Herstellung perfekter Waffen kaum in der Lage waren, sie auch wirkungsvoll einzusetzen, und so kam es zu dem, was sich immer wieder hier wiederholte: die Gaafhs wurden geschlagen. In der Nacht vor der Metamorphose war ein Kriegszug wichtig: für die nachdrängende Frucht aus dem Meer wurde Nahrung benötigt. Es wurden soviel Gaafhs wie möglich gefangengenommen. In einem symbolischen Ritual wurden die Gefangenen kurz vor Einbruch der Umwandlung geschlachtet und zum Teil selbst verspeist, ohne daß die Kannibalen ahnen konnten, daß sie nur kurze Zeit später genauso aussehen würden wie die Feinde, die sie verspeisten!

Welch ein furchtbarer Teufelskreis!

Die Dämonen in Echsengestalt, sieben an der Zahl, beherrschten dieses kleine Land zwischen dem Meer und den Wäldern, hinter denen wohl die Städte und Dörfer der Gaafhs liegen mußten. Die sieben Dämonen und der Götze Tuur wollten die Hexendrachen, die sie führten und beherrschten, für die Ewigkeit zu Hexendrachen machen. Aber bisher war es ihnen nicht gelungen, die Natur zu vergewaltigen, die auf die Dezimierung der Gaafhs mit einem enormen Ausstoß neuer Puppen aus dem Meer antwortete.

So hofften die Dämonen von einer Drachennacht der Metamorphose auf die andere.

Diesmal schienen sie schon einen Schritt weitergekommen zu sein.

Das schreckliche Flügelrauschen, der bizarre Schatten eines Titanenvogels, der nicht richtig Gestalt annehmen konnte. Das war ein Zeichen dafür, daß nicht alles glatt verlaufen war und es Risse im Ritual gab.

Ein Schatten, der lebte, ein Schatten in Form eines Vogels… im Reich der Dämonen und der wahnsinnsträchtigen Finsternis gab es viele Geister, die in der Lage waren, jegliche Gestalt anzunehmen. Auch die eines Vogels. Doch es gab nur ein Wesen, das in dieser gigantischen Größe auftauchen konnte.

Rha-Ta-N'my, die Dämonengöttin, die in den Dimensionen des Grauens und der Verzweiflung, im Reich der transzendentalen Wesen zu Hause war. Rha-Ta-N'my, die Schöpfergöttin der Dämonen, von der niemand wußte, wo ihr Thron stand, wie groß und mächtig ihre Reiche waren, die sie führte und einst führen würde.

In Form eines gigantischen Vogels konnte sie von Zeit zu Zeit jene Welten aufsuchen, in der ihre Macht besonders intensiv beschworen und durch geeignete Opfer gekräftigt wurde.

Rha-Ta-N'my gehörte die absolute Macht. Wie die Dämonengöttin wirklich aussah, vermochte kein Sterblicher zu sagen. Auch die Dämonen, die ihr wie ein Heer von Insekten zur Verfügung standen, wußten das nicht. Die engsten Vertrauten an ihrer Seite – Molochos vielleicht – hätten es zu sagen gewußt.

Nun wollte Rha-Ta-N'my sich in Vogelgestalt zeigen. Aber der Übergang aus der Wahnsinnsdimension ging nicht glatt vonstatten. Von den sieben Dämonen, die hier die Macht der Finsternis repräsentierten, waren sechs vernichtet, der siebte hatte Ogh über die steinernen Bankreihen der Arena geworfen und floh nun, als ob tausend Teufel hinter ihm her wären.

Ein Teil der Flügelspitze des bizarren Vogels löste sich ab und fiel schwer wie ein Stein in die Tiefe, direkt auf den nach vorn rutschenden Tuur zu, dessen Thron und Sänfte nun vollends kippten.

Zwei Kraftfelder berührten sich wie Materie und Antimaterie.

Was geschah, war nur mit einer schrecklich dröhnenden Explosion vergleichbar.

Hellmark, der geistesgegenwärtig hinter einer leeren, steinernen Bank Schutz suchen wollte, wurde durch die Luft geschleudert, fühlte einen heftigen Schlag gegen den Hinterkopf und fiel in brüllende Schwärze…

*

Der Kontakt zwischen Rha-Ta-N'my und Tuur, der steinernen Symbolfigur der Hexendrachen, führte zum Chaos, da die

Bedingungen, unter denen dieser Kontakt in der 6753. Nacht der Drachen stattfand, durch unvorhergesehene Ereignisse nicht mehr stimmten.

Die Erde bebte, der Himmel öffnete sich und der zerrissene Schatten des Dämonenvogels tauchte ein in das grüne, gurgelnde und brüllende Wolkenmeer. Ein Teil Rha-Ta-N'mys traf Tuur in denkbar ungünstiger Position.

Der steinerne Thronsitz und die Sänfte wurden emporgerissen. Der geschliffene Felspfad zum Rand der Arena hob sich empor, als ob unter der Erde plötzlich Kräfte erwachten, die heftig bei dem entstehenden Chaos in unmittelbarer Nähe der Symbolfigur mitmischten.

Der ferne Durchlaß am Ende der geschliffenen Straße, durch den die Besucher zur Nacht der Drachen gekommen waren, glühte in einem phantastischen Grün, in das sich ein fahlvioletter Schimmer mischte. Das Tor stand in violetten Flammen, und die Gäste aus der dritten und anderen Dimensionen, die das Buch der Totenpriester oder Auszüge daraus gelesen hatten, liefen um ihr Leben, um den Übergang noch zu schaffen. Die dunkelgekleideten Männer, die wie Magier aussahen, eilten mit wehenden Umhängen auf das Flammentor zu, stürzten sich in das Nichts und schienen in wirbelnden, ins Endlose führende Spiralen zu verschwinden. Das Pelzwesen folgte nach, andere Gäste, deren Heimat nicht diese Dimension waren, schlossen sich an.

Harry Frandon in der Gestalt des Drachen, der er unter dem Streicheln seiner Geliebten wurde, schloß sich den Flüchtlingen an, sehr schnell begreifend, daß er so doch noch hoffen konnte, dem Chaos zu entgehen.

Er wollte instinktiv Danielle de Barteaulieé mit sich reißen. Doch die hübsche Comtesse stand wie gelähmt und war unfähig, sich zu rühren.

Die enorme Explosion zog sie mit in das Verderben, das der mißachteten und entmachteten Symbolfigur Tuur galt.

Sie stürzte in den schwarzen Krater, der sich vor ihren Füßen bildete. Sie hörte es krachen und bersten, als sich die steinernen Bänke lösten, die hinter und neben ihr standen.

Danielle de Barteaulieé stürzte nach vorn. Der Boden unter ihren Füßen öffnete sich.

Es ging alles so schnell, daß die Hexe nicht mal mehr zum Schreien kam.

Dunkelheit umgab sie. Sie lag auf dem Boden des Kraters und glaubte über sich gegen den grünflammenden Himmel die Silhouette zerschmetterter Bänke und Steinquader zu erkennen.

Staub rieselte auf sie herab. Sie war nicht verletzt, und nichts tat

ihr weh.

Danielle de Barteaulieé hielt sekundenlang den Atem an. Wie ein Film lief ihr bisheriges unruhiges und seelenloses Leben vor ihrem geistigen Auge ab. Sie hatte geglaubt, mit einer Geste nun doch noch Rha-Ta-N'mys und Molochos' Verzeihung zu erreichen. Sie war freiwillig gekommen. Mehr als fünfhundert Jahre hatte sie gebraucht, um sich zu entscheiden. Sie war in all der zurückliegenden Zeit sowohl in der Welt, in der sie geboren wurde als auch hier in jener Welt, wo sie ihre Ausbildung als Hexe erhalten hatte, nur ein Geistwesen. Als Geist auch hatte sie hier Besuche machen können. Für ihre menschlichen Sinne war das ein abstoßendes Reich – für die Sinne, die sie als Hexe entwickelt hatte, ein Labsal.

Sie wandte den Blick, und genau neben ihr lag der gefallene Tuur.

In dem grünen Glosen inmitten des Kraters ereignete sich etwas das einen Menschen zum Irrsinn getrieben hätte. Die Nerven der schönen Hexe jedoch wurden mit dem Phänomen fertig.

Tuur, der Steinerne, wandte ebenfalls den Kopf.

Vertraute Züge, die vor Jahrhunderten erstarrten, füllten sich wieder mit Leben.

Danielle de Barteaulieés' Herzschläge rasten, als sie dunkel zu ahnen begann, was nun auf sie zukam. Und ihr heftiges, plötzliches Erschrecken zeigte ihr selbst, daß sie noch immer nicht bereit war, dem Ruf der Dämonen- und Hexenwelten uneingeschränkt zu folgen.

Tuur, der Steinerne – das war jener Dämon, dem sie als Frau versprochen worden war und vor dem sie floh, den ihr Vater hinterging und der hier nun auf sie wartete.

*

Die Stimmen waren verklungen, als er die Spitze des Kaps erreichte und Totenstille umgab ihn.

Jacques Dupont hielt die Flinte im Anschlag. Der kühle Nachtwind spielte in seinem schütteren Haar. Leise heulte der Wind in den Mauerritzen.

Der gespenstische Chorgesang war verstummt.

Hier oben hatte bis vor wenigen Minuten etwas stattgefunden.

Dupont warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Mitternacht! Was war durch das Auftauchen des Engländers, dessen Wagen er am Fuß des Kaps entdeckt hatte, ausgelöst worden?

Der Wirt ging durch den düsteren Schloßhof, und seine Schritte hallten dumpf auf den alten großen Quadersteinen, mit denen der Hof gepflastert war.

Dupont ging an den Turmruinen baufälligen Wirtschafts- und Wohngebäuden entlang, deren leere, mit Moos und Schlingpflanzen

überwachsene Fenster ihn anstarrten wie die Augen aus Totenköpfen.

Da hörte er den Schrei, der aus einem der Gebäude kam, und Dupont fuhr zusammen wie unter einem Peitschenschlag.

Drei Sekunden lang stand der Wirt wie festgenagelt. Dann riß er sich los aus dem Bann und lief so schnell ihn seine Beine trugen in die Richtung, aus der er den Schrei vernommen hatte.

Gleich darauf erreichte Dupont den kleinen Garten, dem sich der Wohntrakt anschloß. Alt und baufällig war das Gebäude, das sich am frühen Mittag dem Engländer noch als restaurierter Trakt dargeboten hatte. Frandon hatte ein Blendwerk des Teufels gesehen, aber davon wußte Jacques Dupont nichts.

Die Stimme verhallte im Keller dieses Anbaus.

Dupont überlegte nicht erst, er handelte. Er stürzte auf die verwitterte Holztür zu, die halb geöffnet war. Der Franzose knipste die Taschenlampe an, die er mitgenommen hatte und lief über Schmutz und Steine hinweg auf die Treppe zu, die in die Kellerverliese des Traktes führten.

Dupont wagte kaum zu atmen, als er frische Fußspuren im uralten Staub vor sich erblickte. Fußabdrücke des Engländers!

Das war eine besondere Nacht – wie damals eine besondere Nacht gewesen war, als sein Sohn Pierre verschwand. Doch damals kam er nicht gleich hierher, folgte nicht der Intuition, sondern suchte mit den Polizisten die zerklüfteten Felsen am Meer ab. Vielleicht wäre es damals schon richtig gewesen, gleich zur Schloßruine des verrufenen und gefürchteten Comte zu gehen. Dupont war sicher, auch in jener Nacht nach dem Verschwinden Pierres die schauerlichen Gesänge und Stimmen hier vom Kap her vernommen zu haben. Allerdings viel schwächer als heute. Doch niemand wollte ihm glauben.

Pierre war damals geopfert worden – von der Hexe und ihren Hilfsgeistern, die hier hausten. Nun war der neugierige Engländer an der Reihe.

Es war weniger das Schicksal des Fremden, das ihn interessierte und veranlaßte, hierherzukommen. Wenn er aber herausbekam, was dem Engländer jetzt zugestoßen war, dann konnte er möglicherweise klären, was mit Pierre seinerzeit passierte.

Um Gewißheit zu erlangen, nahm er keine Rücksicht auf die Gesundheit und sein eigenes Leben. Er lief die gewundenen Treppen nach unten, folgte den Spuren im Staub und erreichte den großen Weinkeller, in dem die riesigen Fässer lagerten. Schwarz und massig türmten sie sich wie fremdartige Geisterbehausung auf.

Er kannte diesen Keller. Als er nach Pierre suchte, war er schon mal hier gewesen. Doch da war es draußen Tag. Jetzt, mitten in der Nacht aber waren die Bilder anders.

An der Wand stand ein Faß, dessen Vorderseite wie ein Tor

geöffnet war. Das Faß war ein Tunnel und führte in einen unbekannten Kellerraum.

Dupont lenkte den Strahl der Taschenlampe darauf.

Feucht und dunkel schimmerten die Wände, und hinter den dicken Quadersteinen raschelte und kratzte es, als ob sich dahinter Hohlräume befänden, in denen sich Ratten tummelten.

Der verborgene Korridor strömte Kälte und einen Duft aus, der nichts mehr gemein hatte mit dem Alkoholdunst, der den alten Fässern entströmte.

Der Gang wurde zu einem Oval. In den Wänden und auf Boden und Decke waren seltsame, unerklärliche Zeichen geritzt, die Dupont nicht zu deuten verstand. Er interessierte sich auch nicht mal besonders für sie, weil etwas anderes seine Aufmerksamkeit voll beanspruchte.

Mitten in dem von rätselhaften Runen übersäten Oval lagen zwei Skelette. Es waren nicht die Skelette von Menschen, es waren Skelette von Drachen, wie das Gerüst der schmalen, spitzen Köpfe, der Flügel und des langen Schwanzes eindeutig erkennen ließ.

Lange konnten die Skelette hier nicht gelegen haben. Sie waren weder vermodert noch angefressen. Sie wirkten seltsam frisch, seltsam neu…

Das eine Skelett war groß wie ein ausgewachsener Mann, das andere Skelett hatte eher die Größe eines Kindes…

*

Tuur sagte: »Ich spreche aus dem Mund Tuurs zu dir…«

Es war eine seltsam wesenlose und erschreckende Stimme. Es war die Stimme Rha-Ta-N'mys!

»Tuur hat auf dich gewartet. Hier, in dieser Welt, wo das Geschlecht der Drachen die Gabe der Hexerei besitzt, weil es meine Schriften wie kein anderes Volk studiert hat, hättest du an Tuurs Seite seine Fürstin sein können. Du wolltest nicht! Ich bin ewig dein – auch du bist ewig mein, weil ich mich mal dafür entschieden habe, dich so sein zu lassen wie du bist. Du kannst nicht mehr sterben, du kannst nicht mehr altern, solange ich es nicht will. Fünfhundert Jahre Seelenwanderung, fünfhundert Jahre ruheloses Wandern zwischen Zeit und Raum ohne Ziel – das ist eine Strafe, die nicht alltäglich ist. Dein Leidensweg für die Enttäuschung, die du mir bereitet hast, ist noch nicht zu Ende. Du bist eine Hexe, die Kenntnisse, die dir von meinen treuen Dienern übermittelt wurden, sind ganz dein eigen! Das weißt du. Manche Menschen können die Macht, die ihnen verliehen wird, nicht verkraften, und daran gehen sie zugrunde. Vielleicht wird es auch bei dir so sein. Das kann ich noch nicht sagen. Nur eins kann

ich dir sagen: meine Rache ist noch nicht zu Ende – und wenn du mich gnädig stimmen willst, mußt du bereuen.«

»Ich bereue es«, kam es wie aus der Pistole geschossen aus dem Mund Barteaulieés, und es klang überzeugend. »Es war nicht richtig, was mein Vater der Comte damals tat, und es war nicht richtig, daß ich zwar die Macht entgegennahm und ausüben konnte, aber meine Pflichten und Treue der edlen Spenderin gegenüber vernachlässigt. Verzeih mir! Ich werde tun, was du von mir verlangst, um dadurch vielleicht doch noch die Freiheit zu erobern, die mich als unsterblicher Mensch in die Welt der Menschen zurückführt, daß ich es ernst meine, daß ich mich zur Umkehr und Treue entschlossen habe, muß dir schon allein die Tatsache beweisen, daß ich den Ritus wählte, der meine Seele und meinen Leib endgültig an diesen Ort bannte.«

»Was du tatest, bedeutet mir nichts weiter als einen Fingerzeig«, sagte der lebende Steinkopf Tuurs. »Wenn es dir ernst ist, mußt du mir deine Treue und Anhänglichkeit und einen absoluten Gehorsam beweisen.«

»Sag, was ich tun soll, und ich werde es tun.«

»In das Land der Drachen ist ein Mann eingedrungen, der einen langen Weg vor sich hat. Es ist ihm gelungen, die Macht der sieben Dämonen dieses Landes zu zerschlagen und die Einheit zu zerschmettern. Du wurdest verschont. Du bist dank meines Willens nicht von den Steinen begraben worden. Du wirst auch weiterhin leben. Erweise dich der Gnade als würdig. Schließe dich dem Fremden an! Und zeig, daß du eine Hexe bist, der die gewaltigen Gaben verliehen wurden, um Unheil und Verwirrung zu stiften. Töte diesen Fremden, sobald du die Gelegenheit dazu hast. Ich verlasse mich auf dich. Zum letzten Mal… Versagst du, wirst du Rha-Ta-N'mys ganze grausame Rache kennenlernen. Du wirst dann nicht nur einen Tod sterben, wie er euch Menschen eigen ist – du wirst deren Tausende sterben und doch immer wieder grausam daraus erwachen…«

Es waren die letzten Worte, die an sie gerichtet wurden.

Tuurs Züge versteinerten wieder.

Lautes Krachen und Bersten schloß sich an. Die schweren zusammengerutschten Steinbänke und Quader veränderten ihre Lage über dem Krater, den Tuurs Sturz und Rha-Ta-N'mys Racheblitz geschaffen hatte. Der Weg nach oben war nicht mehr versperrt, und Danielle de Barteaulieé begann langsam über Tuurs steinernen Körper und die schweren Bänke wie auf einer Treppe den Aufstieg.

*

Björn schlug die Augen auf und befreite sich sofort aus seiner mißlichen Lage. Er war zwischen zwei Steinbänke geschleudert

worden und wie durch ein Wunder mit leichten Schürfwunden und blauen Flecken davongekommen.

Hellmark spähte über die steinerne Begrenzung des Arena-Ovals, das vor ihm lag. Die Umwandlung der Tzschizz-Drachen in Gaafhs war praktisch abgeschlossen und die Puppen aus dem Meer begannen, von ihrer neuen Heimat Besitz zu ergreifen. Noch im Puppenstadium begannen sie mit dem großen Aufräumen. Sie konnten in dieser Gestalt offenbar alles verdauen. Es blieb weder von den abgestreiften lederartigen Häuten der Tzschizz etwas übrig noch von den Resten der Mahlzeit der Tzschizz, noch von den Skeletten der Gaafhs.

Tausende von großen, schleimigen Raupen mit Flügelansätzen füllten die Arena, die Durch- und Ausgänge in die dahinterliegende Felsenstadt der Tzschizz und sogar die Verliese, die den Gefangenen als Unterkunft dienten. Bis zur endgültigen Verpuppung der Raupen in Tzschizz mußte offenbar noch eine geraume Zeit vergehen. Schon jetzt zeigten sich allerdings bei einzelnen Exemplaren deutlich metamorphische Erscheinungen.

Die Raupenhaut wurde abgestreift, und der Tzschizzkörper kam zum Vorschein.

Das Tor zur Seite hin, wo die endlosen Wälder lagen in die die zu Gaafhs gewordenen Tzschizz in wilder Panik geflohen waren, war wieder versperrt. Die Tzschizz, die es bisher nicht geschafft hatten, nach draußen zu kommen oder deren Verwandlung sich verzögerte, waren nun verloren, und sie wurden von den Raupen in der allgemeinen Reinigungszeremonie gefressen.

Hellmark vernahm leises Stöhnen neben sich. Als er den Kopf wandte, sah er Ogh, der bleich und ratlos über einer Bank lag und in die Arena starrte und dem nun ein Licht aufgegangen war. Er war der erste Gaafh, der gesehen hatte, nach welchen Gesetzen hier Werden und Vergehen ablief.

»Wir wissen es nicht… vielleicht haben wir es mal gewußt, Bjoorn«, sagte er mit belegter Stimme. »Instinktiv fürchten wir die Nacht der Hexendrachen, weil wir ahnen, daß sie etwas mit dem Tod zu tun hat… wir fliehen in tiefer gelegene Räume und Verstecke unserer Häuser.

Niemand hat es je gesehen… ich bin der erste.«

»Und durch dich. Ogh, wird es dein Volk erfahren. Die Tzschizz – seid ihr selbst. Euer euch unbekanntes Zwischenstadium wurde von finsteren Mächten zu deren Zweck mißbraucht. Sechs Dämonen sind tot, der siebte ist geflohen. Allein kann er wenig oder gar nichts ausrichten. Dir, Ogh, wurde Wissen geschenkt. Das bedeutet, daß ihr eure Einstellung zu den kriegerischen Tzschizz ändern, daß ihr einen Weg gemeinsamen Verstehens finden könnt. Dies dürfte jetzt einfacher sein als zuvor, wo der Einfluß der Dämonen diese neue Brut aus dem

Meer nicht mehr erreichen konnte.«

»Aus dem Meer – wir kommen aus dem Meer«, murmelte Ogh nachdenklich, tastete mit einer leichten Bewegung nach seinem rechten Ohr und fühlte die vernarbte Haut der Kiemen. Seine helle Haut und der Ansatz der verkrümmten Kiemen waren die letzten Anzeichen seiner früheren Gestalt.

Aus Tieren der See wurden echsenförmige Halbintelligenzen, aus ihnen menschenähnliche Gaafhs, die Intelligenz und Sprache entwickelt hatten und auf einer ganz anderen Stufe standen.

Was hier geschah und was sich in jeder Sekunde auch noch weiter abspielte, war eigentlich unfaßbar und unmöglich. Dieses Volk, das in diesem unbekannten Land lebte, machte drei verschiedene Metamorphosen durch, ohne sich an die einzelnen Stufen zu erinnern. Die neuen Wesenheiten, die sich entwickelten, hatten nicht die geringste Ähnlichkeit mit der, die der anderen vorangegangen war.

Wer einen Gaafh sah, konnte sich nicht vorstellen, daß er zuvor als riesige, unförmige Meeresraupe lebte.

Unwillkürlich mußte Hellmark an einen farbenprächtigen Schmetterling denken, dem man auch nicht ansah, daß er ursprünglich eine Raupe gewesen war.

*

Die Flut neuen Lebens aus dem Meer schien überhaupt nicht abbrechen zu wollen.

Immer wieder drangen neue schleimige Raupen nach und erreichten die Arena. Hier lagen sie oft zu viert und zu fünft übereinander.

Niemand achtete mehr auf Hellmark und Ogh, als sie sich zwischen den Steinen erhoben. Die Raupen hatten mit sich selbst und mit dem Fressen zu tun. In diesen Minuten der Verpuppung schienen sie einen besonders hohen Nährstoffbedarf zu haben.

»Hilfe! Hilfe!«

Die Stimme kam von links.

Die Stimme einer Frau…

Björn sah, wie sich die Fremde zwischen den Resten des steinernen Throns Tuurs und verschobenen Bankreihen langsam und mühevoll einen Weg aus dem Loch in der Arena bahnte.

Hellmark eilte zu ihr und war ihr auf die Beine behilflich.

Mit unverhohlener Bewunderung musterte er die schöne junge Frau.

»Wer sind Sie? Wie kommen Sie hierher?« hörte er sich fragen. Offenbar gab es in der Welt der Hexendrachen noch mehr ungelöste Rätsel.

»Ich heiße Danielle«, sagte sie mit schwacher Stimme. Die Französin strich sich mit der schlanken Hand die dunklen Haarsträhnen aus der Stirn. Das rote Kleid war nunmehr nur noch als Fetzen zu bezeichnen. An vielen Stellen aufgeschlitzt und aufgerissen gab es mehr von ihrem schön gewachsenen Körper preis, als es verbergen konnte.

Sie atmete tief durch, ehe sie zu sprechen fortfuhr. »Mein Vater hat sich mit Hexenkunst und Schwarzer Magie befaßt. Um seine Kenntnisse zu erweitern, hat er einen Pakt mit einem ranghohen Dämon abgeschlossen. In diesem Pakt war ich dem Dämon als Partnerin versprochen. Hier sollte die Hochzeit stattfinden. Nach der Nacht der Hexendrachen sollte ich einem Wesen der Finsternis vermählt werden.«

Das war nun hinfällig geworden, daß Danielle de Barteaulieé nur die halbe Wahrheit erzählt und sie zudem noch fälschlich dargestellt hatte, konnte Björn Hellmark nicht wissen. Er glaubte ihr und stellte Danielle in Aussicht, möglicherweise etwas für sie tun zu können, um die Welt der dritten Dimension wieder zu erreichen.

»Wann das allerdings der Fall ist, kann ich Ihnen nicht versprechen. Sie müßten sich mir anschließen und mit mir gemeinsam den Weg nach Tschinandoah gehen, wo es eine Möglichkeit gibt, Danielle. Aber selbst das ist nicht gewiß, denn ich kann Ihnen nicht versprechen, ob ich diesen Ort jemals erreichen werde.«

Danielle schüttelte den Kopf. »Es ist ein Versuch, und der ist mehr wert als hier zu bleiben, Björn. Finden Sie nicht auch?«

Sie hatte recht.

Sie verließen den Ort des Grauens und der Metamorphose. Das raschelnde Geräusch, wenn die Raupen ihren Chitinpanzer abstreiften, und das schmatzende Knabbern, wenn sie die Haut verspeisten, verfolgten sie noch lange. Ogh führte sie aus der wie ausgestorben liegenden Felsenstadt, in der sich kein Tzschizz mehr aufhielt. Die dunklen Felswohnungen waren verlassen und würden erst im Laufe der nächsten Stunden wieder mit Leben erfüllt sein, wenn die neuen Tzschizz von den gemachten Nestern hier Besitz ergriffen.

Es war ursprünglich Oghs Absicht, das Schlachtfeld zu durchqueren. Doch das war nicht möglich. Auch hierher waren inzwischen die Meeresraupen gekrochen, um reinen Tisch zu machen.

Bleich und angewidert wandte Ogh sich ab, und schwankend schlug er einen Weg ein, der sie um das Gebirge herum über ein kühles und windgepeitschtes Hochplateau führte.

Von hier aus begannen sie den Marsch in die fernliegenden Städte der Gaafh.

Nach Hellmarks Schätzung waren sie fast drei Tage unterwegs, als sie in der ersten Stadt ankamen. Nur wenige Männer waren

zurückgeblieben. Die Mehrzahl der Bewohner bestand aus schönen, zartgliedrigen Frauen, deren Haut wie die Oghs grün schimmerte. Die Stadt hieß Caal-Mag. Die Häuser erinnerten an eiförmige Kuppeln, in denen immer ein Paar gemeinsam lebte. Kinder gab es nicht. Auch eine Familie im menschlichen Sinn war hier unbekannt. In Caal-Mag lebten die Frauen solange bei den Männern, bis sie bereit waren, zu den Brutflüssen zu gehen, die unter der Erde lagen. Für Gaafh-Männer war dieser Ort tabu. Die Frauen kamen erst dann wieder von dort zurück, wenn sie sie reifen Eier dem Fluß übergeben hatten. Gaafh-Frauen brachten keine lebendige Junge zur Welt. Die Flüsse mündeten in das Meer, und dort entwickelte sich die Frucht, wurde zu den Raupen-Embryos, dann zu Tzschizz und dann zu Gaafhs. Um die Städte und kleinen Ortschaften lagen riesige dunkle und undurchdringliche Wälder. Nach dem, was man bisher wußte, sollten die Brutflüsse angeblich durch die Wälder strömen. Und dort in der Dunkelheit und Geborgenheit würden die jungen Gaafh aus dem Fluß steigen, sich in den fruchtbaren Wäldern entwickeln, die ebenfalls für jedermann tabu waren. Ausgewachsene Gaafh, Männer und Frauen kamen dann eines Tages aus den Wäldern in die Städte und Dörfer, blieben in Caal-Mag oder anderswo, und keiner der ›Alten‹ wußte, wer zu wessen Familie gehörte. Das interessierte auch niemand. Die Neuen bildeten neue Paarungsgruppen, und das Spiel begann von vorn. Nur Ogh wußte jetzt, daß alles ein bißchen komplizierter war, und sein Wissen nun das Land der Gaafhs, ihr Denken und Fühlen verändern mußte. Die Welt der Gaafhs würde nie wieder so sein wie sie einst war.

Björn blieb zwei Tage, um sich auszuruhen, und er stellte zu seiner Freude fest, daß er sich wieder verdoppeln konnte und die magischen Einflüsse der dämonischen Hexendrachen keine Nachwirkungen zeigten.

Am späten Nachmittag des übernächsten Tages brach er auf.

Er folgte dem Südstern, den er in der Nacht zuvor das erste Mal gesehen hatte. Es war ein Stern, der dem Symbol auf der Wand in der Geister-Höhle auf Marlos sehr ähnlich war.

Um einen großen Stern gruppierten sich mehrere kleinere, die ihn wie Trabanten umkreisten.

Björn ging nicht allein.

Danielle de Barteaulieé ging an seiner Seite.

Sie gingen an einem verdeckten Flußlauf entlang, der sich am Horizont in einem riesigen Wald verlor. Eine endlose Straße aus Sand und Steinen führte von dem Wald weg, genau Richtung Süden, genau Richtung Grenze des Reiches der Gaafhs.

Ogh begleitete sie bis zu einem flachen Hügel, hinter dem eine unbekannte Steppe begann, über die auch Ogh nichts wußte. Das

kleine Volk der Gaafhs, immer damit beschäftigt, die Art zu erhalten und zu überleben, hatte keine Technik entwickelt, forschte und entdeckte nicht. Der Hügelkranz rund um die Wüstensteppe beendete das Reich, über dessen Grenzen sie nie hinausgekommen waren.

Niemand in Caal-Mag und in den anderen Gaafh-Städten, durch die sie kamen, hatte jemals von Tschinandoah gehört…

An der Grenze des Landes verabschiedete Ogh sich, dem Fremden dafür dankend, daß er ihm das Leben rettete.

Vor Hellmark lag ein neues, unbekanntes Land und neue, unbekannte Abenteuer.

Und irgendwo in der unbekannten Ferne des Südens lag Tschinandoah.

Würde er sein Ziel erreichen?

Daß die Aufgabe für ihn noch schwerer geworden war, konnte er nicht wissen.

Die Frau an seiner Seite, der er ein Tor in die Welt der dritten Dimension öffnen wollte, war eine schöne Hexe, die einen Auftrag hatte.

Danielle de Barteaulieé wartete auf ihre Chance, Hellmark zu töten…

*

Madame Dupont wartete zwei Tage ab.

Dann unterrichtete sie die Polizei vom Vorhaben ihres Mannes.

Eine Gruppe um Kommissar Levonne machte sich auf den Weg zum Kap.

Und in einem düsteren und feuchten Keller fanden sie Jacques Dupont. Er saß lallend und kichernd zwischen zwei Drachenskeletten und führte zärtlich seinen Zeigefinger über die einzelnen Knochen.

Der Franzose war bleich und matt, und der Irrsinn leuchtete ihm aus den Augen.

»Das sind sie… die Hexendrachen…« empfing er die Männer, die ihn gefunden hatten und sehr gefühlvoll mit ihm umgingen. Dupont riß die Augen weit auf. »Der Fluch des Comte und seiner Tochter… sie zeigt sich manchmal nackt, draußen auf der Wiese… aber man darf nicht hinsehen… wer sie sieht, ist von ihrer Schönheit geblendet… wer dann zu ihr kommt, den verwandelt sie in einen Drachen… Pierre ist einer geworden, das ist der kleine… der verrückte Engländer hat seine Neugierde ebenfalls mit dem Tod bezahlt… das ist der größere… sie waren mal Menschen…«

Das gleiche behauptete er noch, als er längst in der Anstalt war und man ihn beobachtete. Zwei Naturwissenschaftler nahmen sich des Fundes im Geheimkeller der Schloßruine an.

Anfangs war jeder überzeugt, daß es sich um zwei Echsen aus alter Zeit handelte, die irgendwann und irgendwie hier heraufkamen. Doch hier fing das Rätselraten schon an. Und es wurde noch größer, als man feststellte, daß die Skelette gar nicht so alt sein konnten, wie sie es eigentlich der Theorie nach hätten sein müssen.

Man verglich ihr Alter mit dem Skelett gleichaltriger Menschen und kam zu einem erstaunlichen und erschreckenden Schluß: das kleinere Skelett paßte dem Alter nach zu einem Jungen, der etwa zwölf Jahre alt wäre, das größere Skelett zu einem etwa sechsundzwanzig- bis achtundzwanzigjährigen Erwachsenen!

Die Geschichte, die der wahnsinnig gewordene Jacques Dupont allerdings von sich gab, mochte niemand so recht glauben…

*

Carminia Brado wunderte sich über die Stille, als sie an Ranis Hütte vorbeikam.

Die schöne Brasilianerin warf einen Blick durchs Fenster.

Rani war nicht da. Auf dem Tisch lag ein Zettel.

Carminia riß sich zusammen und ließ sich ihr Erschrecken nicht anmerken, denn gerade in diesem Moment kam Pepe auf sie zu.

»Carminia!« rief er schon von weitem. »Hast du Rani gesehen? Auch Chitra ist nirgends zu finden, obwohl ich sie schon einige Male gerufen habe, kommt sie einfach nicht.«

Die Frau mit der Haut wie Sahnekaffee sagte nichts. Sie lief in die Hütte. Auf dem Zettel standen nur wenige Zeilen.

»Ich kann ihn nicht allein gehen lassen. Der Weg, den er vor sich hat, ist gefahrvoll. Ich muß bei ihm sein, wenn er Hilfe braucht. Läßt's euch gutgehen! Hier auf Marlos seid ihr sicher! Bis bald! Rani und Chitra!«

»Oh, mein Gott! Laß es nicht wahr sein!«

Sie lief aus der Hütte, den Zettel einfach zu Boden fallen lassend, und stürzte hinüber zum Eingang der Geister-Höhle.

Das Tuch war seitlich über den großen Spiegel der Kiuna Macgullyghosh gehoben. Im matten Glas spiegelte sich Carminia, gleich darauf Pepe, der neben ihr auftauchte.

Carminia legte einen Arm um die Schulter des Jungen, mit der anderen Hand zog sie das rote Tuch über die Spiegelfläche.

»Ich muß dir etwas sagen. Pepe, etwas, das Björn mir anvertraut hat, was auch Rani nicht wußte, als er sich entschied, ihm nachzufolgen. Auch dir hat er es nicht gesagt: es gibt kein Zurück, wenn jemand den Spiegel an dieser Stelle durchschreitet. Es sei denn, Björn hat das Ziel erreicht, das er anstrebt. Aber er selbst hat daran gezweifelt, ob er es diesmal schaffen würde, was er sich vorgenommen

hat. Du mußt mir ein Versprechen geben, Pepe.«

Der Junge nickte. Er wußte, was Carminia ihn fragen wollte. »Ehrenwort, Carminia! Ich laß meine Finger von dem Spiegel. Ich werde nicht hindurchgehen.«

»Dann ist es gut.« Die Brasilianerin lächelte, aber ihre Augen lächelten nicht mit.

Pepe blickte nicht zu ihr hoch, sonst hätte er es darin feucht schimmern sehen.

ENDE